

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Dreißundzwanzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1898.



3966



Inhalt.

Achtundvierzig	1	Glabstones Tugenden	400
Affekt, vom religiösen	149	f. a. Gladby.	
Agave, die.	240	Goluchowski's Politif	579
Agrarsozialismus f. Ungarischer.		Gravitation und Levitation	245
Ameise, die	10	Grobe Unfug-Paragraph, der	
Antwort, eine deutsche auf eine		f. Notizbuch 452.	
dänische Frage	32	Gruben und Banken	531
Appell, der himmlische	273	Grünenthal	45
Atom, das	398	Gurnes Verbrechen	582
Ausgleich, der österreichisch-unga-		Historikertag in Nürnberg	
rische	27	f. Museum.	
Bankdirektoren u. Aufsichtsräte	220	Hohenlohe, Fürst zu f. Notiz-	
Berlin und London	89	buch	540
Bildung, philosophische	55	Homosexuelle Frage, die, f. Para-	
Bismarck-Denkmal in Elberfeld		graph.	
f. Notizbuch 93.		Jaurès, Jean, f. Notizbuch 359.	
Boecklin f. Ungeheuer.		Jesu Leben und Lehre	500
Börsenträume	585	Industriefrühling	309
Briefkasten	182, 407	Infamie, eine	361
Bulgarien	488	Israels Sozialreform	137, 525
Byrons, Lord, Werke f. Neu-		Jubiläumsfeier von Beamten der	
philologie.		Reichshauptbank f. Brief-	
Chamberlain f. Notizbuch 358, 537		kasten 408.	
Chemische Forschung f. Farben-		Jubiläumsfeier der Revolution in	
stoffindustrie.		Ablershof b. Röpnick f. Notiz-	
Dämon Papst	565	buch 452, 539.	
Dante und der Subjektivismus	298	Labelbahn, die glasgower	470
Delbrück, Professor f. Notizbuch		Rabinetsordres f. Notizbuch 223.	
43, 95, 453. f. a. Infamie.		Kaiser, an den	541
Dunststoffindustrie, die	205	Kaiserbücherei f. Notizbuch 453.	
Flottengefeh, das, f. Notizbuch 42.		Kaiserfahrt f. Notizbuch 320.	
Frage, die soziale, im Alterthum	195	Kirschbaum, der	62
Francillon f. Theater 491.		Köbning, Professor, f. Neuphi-	
Frühling	244	lologie.	
Garten der Hesperiden	339	Kolonialdirektor f. Briefkasten	182
„Gegenwart“, die, f. Notizbuch 43.		Kolonien-Besiedelung.	191
Geldsorgen	405	König Otto	97
Geschichtschreibung, deutsche	103	f. Briefkasten 183. f. a. Otto.	
Gladby	409	f. a. Urtheil.	

Küpenicker Schöffengerichtsurtheil f. Notizbuch 452, 539.	
Krach, der	352
Kritiken, f. Notizbuch 42.	
Kuba	49
Kunstausstellung, die Berliner f. Notizbuch 454.	
Lamprecht, Professor, f. Notiz- buch 44. f. a. Museum.	
Leben	338
Legende, eine	173
Leiter, Lewis Josef, f. Notiz- buch 358.	
Leiter, was leitet?	534
Literaturgeschichte	555
London, f. Berlin.	
Mailänder, der	433
Mars Cultor	485
Morgen, vom, zum Abend	70
Museum, im	304
Neuphilologie, ein Stücklein neuester	118
Neuseeland	478
Nießhüfelforschung f. Notizbuch 453	
Nießhüfles Ähnen	576
Nießhüfles Nachlaß	279
Nießhüfles Verfahren	403
Nordfriesland	387
Notizbuch 42, 92, 222, 317, 356, 450, 537, 588	
Otto von Bayern	225
f. König Otto, f. a. Brief- kasten 183, f. a. Urtheil.	
Paragraph 175 des Reichsstraf- gesetzbuches	185
Pildsenfer, Erinnerungen an	66
Politik f. Quasimodogeniti.	
Prähistorische Skizzen	416
Preußenhimmel f. Appell.	
Prinz Heinrich von Preußen f. Notizbuch 360.	
Pudel-Majestät	495
Pugnalions Marmorbild	81
Quasimodogeniti	134
Räthsel, das, der Schwerkraft	158
Recht, das, des Schwächeren	510
Regierungsjubiläum, das zehnjäh- rige f. Notizbuch 356, 452, 537	
Reichstagswahlrecht f. Notiz- buch 450.	
Renaissance-Ausstellung, die	572
f. a. Notizbuch 454.	
Sandrock, Weles. Theater 491.	
Schlacht, vor der	270
Schweninger f. Briefkasten 407	
Seidel, der Prozeß	292
Selbst-Anzeigen 129, 210, 263, 348, 443, 528	
Septimus, die	394
Sklaverei, Leibeigenschaft und Vohusystem	124
Soziale Frage f. Frage.	
Sozialreform f. Israels.	
Spanien f. Notizbuch 222.	
Spanien und Amerika	179
Spiritus aus Holz?	34
Staatssekretäre f. Briefkasten 182	
Tabak und Zucker	447
Tagebuch eines preussischen Staatsanwaltes	321
Theater	491
Thronrede f. Notizbuch 317.	
Thür, die weiße	258
Tote, der zurückgeläutete	37
Totentanz, ein	154
Trost	244
Uebungritt, ein	166
Unfug, grober f. Briefkasten 183. f. a. Otto.	
Ungarischer Agrarsozialismus	77
Ungeheuer, das, in der Kunst	462
Urtheil, das, im Fall Harden	312
Verbrechenswelt, aus der römischen	142
Waisektion	330
Wahlen in Frankreich f. Notiz- buch 450.	
Wahlweihen	455
Wahlzeit-Aufregungen f. Brief- kasten 184.	
Warischaner-Darmstädter	131
Zola f. Notizbuch 92.	



Berlin, den 2. April 1898.

Achtundvierzig.

Die Tage der Erinnerung an das Rothe Quartal sind vorüber. In Frankreich, dem nie ganz erlöschenden Herd des Feuers, das vor fünfzig Jahren Europa fortzüngelnd in Brand zu stecken drohte, hat man sich weise gehütet, die unter der Asche schlummernde Gluth durch hitzige Feierrreden zu einer neuen Flamme anzufachen; Guizot, dem Opfer der Februarrevolution, blieben die Flüche, Thiers, Odilon Barrot und den übrigen Helden der Reformbankette die Jubelschöre erspart und es war, als habe man sich still verschworen, das Ende der Julimonarchie und die Begründung der zweiten Republik mit keinem Wort zu erwähnen. Den Sinn der Deutschen, die in Zeiten äußerster Noth und kraftvoller Erhebung so nüchtern vorwärts zu blicken verstehen, beschleicht in Epochen unfruchtbarer Ermattung immer wieder die Neigung, in sentimentalem Sehnen auf Vergangenes zurückzuschauen und das Entschwundene im Gedächtniß mit schönen Papierblumen zu schmücken. Sie haben, wenn nicht eine schöpferische Politik ihnen Beschäftigung gab, stets gern in Festen geschwelgt, die Schützen, Sänger, Turner bei vollen Bechern gefeiert oder gerührt in der Erinnerung an einen Geburtstag, einen Krieg, eine Revolution verweilt. Diesmal sollte die Erinnerung dem Sieg einer Klasse gelten, der Klasse, die heute herrscht, und man durfte deshalb eine ungewöhnlich warme Färbung der Feierklänge erwarten: die Bourgeoisie, die im Sturmjahr 1848 dem Patrimonialstaat entbunden wurde und seitdem, ob ihr im deutschen Norden der Schein der

politischen Macht auch versagt blieb, alle gesellschaftlichen Kräfte ihrem Interesse dienstbar gemacht hat, würde, so mußte man glauben, zum Gedächtniß ihrer Geburtsstunde ein Fest rüsten, wie seit den Tagen trunkener Caesaren keins mehr gesehen ward. Mancherlei wurde wirklich versucht, um die Geister zu stacheln und eine feiertägige Erregung herbeizuführen: die Lober der Revolution gruben die Spur persönlicher Eindrücke aus dem gehäuften Schutt, frischten die Fälle der heiteren und ernstern Anekdoten auf, die im blutigen Venz einst wild gewachsen waren, und bewirtheten Wochen lang vorher schon ihre Kundschaft mit prächtig angerichteten und reichlich gewürzten Betrachtungen verklungener Herrlichkeit. Von Völkerfrühling und Männerwürde, von dem erzwungenen Ende freier Tyrannenmacht und dem in muthigem Kampf erworbenen Recht freier Selbstbestimmung wurde laut, in schillerndem Pathos, gesprochen, des Marquis Posa mächtig verwelkte politische Tyrif mit aus den stehenden Phrasentümpeln geschöpftem Wasser schnell ein Bißchen angespritzt und den Nachgeborenen die Mahnung ins Ohr gelärmt, daß ohne das Märzgewitter ein Deutsches Reich nie und nimmer entstanden wäre. Doch das Müh-en blieb fruchtlos, der stärkste Schwarzkünstlerzauber versagte und die lange in Furcht und Hoffnung erharreten Erinnerungstage wären fast völlig unbemerkt verstrichen, wenn nicht ein paar übereifrige Behörden durch unkluge Maßregeln da oder dort ein glimmendes Fünkchen zu flüchtigem Flackern gebracht hätten. Aber auch diese kümmerlichen Flammen schlugen nicht prasselnd in die Geister, sondern nährten nur in Bezirksvereinen die Lauwärme der Beredsamkeit. Man muß gestehen, daß eine frostigere Gedächtnißfeier kaum erdacht werden konnte. Das Bürgerthum mag an die Ausschweifungen des Tollen Jahres offenbar nicht gern mehr erinnert sein; es will Ruhe, die Handel und Wandel fördert und den Profit mehrt, und zittert vor der Möglichkeit des Keimens neuer Konflikte. Den Jüngeren ist das achtundvierziger Pathos fremd; die Sturmglöck tönt ihnen nicht mehr und sie sind geneigt, die deutsche Revolution, die sie nicht erlebt haben, durch ein satirisches Temperament zu betrachten. Den Aelteren, deren Wesen vor dem Nothen März die erste, nie ganz zu verwischende Prägung empfing, leuchtet bei der Erinnerung wohl noch das Auge und ihr stolzes Lächeln scheint, wenn von Achtundvierzig gesprochen wird, anzudeuten: Wir waren dabei. Rasch aber regt auch in ihrem Sinn sich dann ein anderes Empfinden, das frohe Bewußtsein, in der Schmiedehütte eines Völkerschicksals gewirkt zu haben, schwindet und sie denken der alten Thaten und Gefühle nur noch wie einer wundervollen, aber nutzlosen Wallung holder Jugendeselei. War der Ueberschwang, war die Gewaltthat nöthig

und wäre man nicht auch auf stilleren Wegen, mit der besondern Art der aufsteigenden Klasse besser angepaßten Waffen, ans Ziel gekommen? Es ist bezeichnend, daß nur das Proletariat das Jubeljahr geräuschvoll gefeiert hat, das offiziell noch immer doch als die Geburtszeit der Bourgeoisie gilt. Seit Karl Marx in der Neuen Rheinischen Zeitung gesagt hat, das Volk, der puer robustus sed malitiosus des Hobbes, habe das feine Gespinnst, das den neuen bourgeoisen Anspruch mit dem alten Recht der Krone verbinden sollte, mit starker Faust zerrissen, hat die Sozialdemokratie an der — namentlich von Lassalle klug gestützten — Legende festgehalten, die deutsche Revolution sei das Werk des Proletariates gewesen, das nun, im Bunde mit der aus den einschnürenden Schlingen des Kapitalismus gelösten Wissenschaft, das kraftlosen Händen entsunkene Schwert in neuem Kampf schwingen und die zu früh unterbrochene Befreierarbeit vollenden müsse. Wer die Verlustlisten der Barrikadenkämpfe durchliest, muß zugeben, daß die Legende nicht ganz aus der Luft gegriffen ist: unter den Opfern der Revolution ist die Zahl der gesättigten Existenzen sehr gering, die der kleinen Leute sehr groß. Der städtische Händler, der mit Schillers kühnem Kaufmann kaum noch Aehnlichkeit hat, liebt den Waffentod und die Lebensgefahr nicht; er dient dem Gemeinwohl auf seine Weise, ist, als ein ehrlicher Mann, auch zu selbstlosem Thun und Entfagen bereit, läßt aber die grobe Arbeit, die den Kopf kosten könnte, gern durch Andere besorgen, die weniger zu verlieren und einen engeren Pflichtenkreis zu betreuen haben. Das hat vor Marx schon Ludwig von Gerlach, der Mundschauer der Kreuzzeitung, erkannt, der die Arbeiter warnte, für die Bourgeoisie ihre Knochen zu Markt zu tragen. Aber Revolutionen werden nicht nur auf der Straße gemacht und man darf, wenn man den achtundvierziger Kampf gerecht beurtheilen will, nicht nur an die Barrikaden, den Zeughaussturm, die wiener und münchener Krawalle und die badischen Händel denken. Die geistigen Bereiter und Lenker der Bewegung waren damals noch nicht deklassirt; die Mitglieder der politischen Klubs, die frommen Gegner der Solamontanen, die radikalen Befehder des Fürsten Metternich und die berebten Helden der Paulskirche hatten mit dem Proletariat keine Gemeinschaft und sogar der Thierarzt Urban, dessen groteske Gestalt aus den berliner Märzwirren so wunderbar hervorragt, war ein echtes Angstkind des Bürgerthumes. Sie Alle glaubten, für das Interesse ihrer Klasse zu kämpfen, und kämpften doch für eine europäische Idee, einen Spul aus der Rousscauzeit, der, wenn er Leben gewann, ihrer zur Herrschaft erwachsenen Klasse Gefahr bringen mußte. In der bürgerlichen Moral, deren politischer Aus-

druck der Verfassungstaat ist, findet der Wahnbegriff von den angeborenen Menschenrechten nicht mehr Raum als in Theokratien; die Formen wechseln, statt der erzenen fesseln den Gefangenen nun güldene Ketten, aber der alte Zwang bleibt unverändert. Die Sozialdemokratie, die so grausam immer die Ideologen höhnt und selbst ganz von einer im herbstlichen Hagekreisch erblühten Ideologie befangen ist, mag das Tolle Jahr feiern; daß die Bourgeoisie nicht gerade begeistert ihrer Jugendbräusche gedenkt, kann keines Verständigen Staunen erregen. Auch der Korrekteste lächelt wohl in der Erinnerung an die süße Trunkenheit seiner Jünglingsjahre und schreitet, als pochte in seinen Pulsen noch die entwichene Kraft, aufrechter und stolzer einher; aber er läßt sich öffentlich nicht gern daran mahnen, daß auch er einmal bezechet und randalirüchtig war.

Als Karl Mathy aus der frankfurter Paulskirche schied, schrieb er in das Stammbuch, das die Namen aller Mitglieder der ersten deutschen Reichsversammlung vereinen sollte: „Der Vorzug eines freien Volkes vor einem gegängelten besteht darin, daß dieses die Fehler seiner Lenker, jenes seine eigenen büßt. Bei dem Eintritt in die Freiheit strauzelt ein Volk um so leichter, je straffer die Zügel gehalten waren, je plötzlicher sie gelöst worden sind. Das Kind muß oft fallen, bevor es laufen kann, und der klösterlich geschulte Jüngling wird der tollste Student. Aber das Kind lernt gehen, wenn es nicht zu schwach ist, der Jüngling lernt sich selbst regiren, wenn er nicht dumm oder schlecht ist. So lernt auch ein Volk in freier Bewegung seine Fehler kennen und ablegen, wenn es nicht entartet ist.“ In diesen guten Worten mischt sich die müde Resignation eines Alternden mit noch wacher Hoffnung der rüstigen Mannesjahre zu sanfter und dennoch tapferer Wehmuthstimmung; der Patriot, der sie niederschrieb, zagte und verzweifelte nicht, aber er mußte seufzend auf das früher so heiß ersehnte Glück verzichten, des geliebten Werkes Krönung selbst noch zu schauen. Das Kind war gefallen, aber es würde einst gehen lernen; das Volk hatte Fehler gemacht, aber es brauchte künftig mindestens nur noch die eigenen Fehler, nicht die seiner Lenker, zu büßen. So dachte schon ein paar Monate nach der Sauserzeit ein der edelsten Begeisterung fähiger Mann, so dachten, so sprachen im vertrauten Kreise die Besten, Reifsten unter den redlichen Männern, deren Herz beim Werden und Wachsen der Bewegung höher geschlagen hatte und die nun mit Mathy empfanden: „Der Uebergang war zu rasch!“. . . Gewiß hatten die Thaten der Cavaignac, Windischgrätz, Radeky, Zellacic, Brandenburg und Wrangel die Ernüchterung beschleunigt; aber sie wäre nicht viel später auch eingetreten, wenn nie eine Junischlacht den schlaffen Sinn der Fürsten zu

einem erneuten Versuch blutiger Unterdrückung aufgeweicht hätte. Der schöne Traum war eben ausgeträumt und die Erwachenden fühlten im Schädel den dumpfen Schmerz, der allen Taumelträuschern zu folgen pflegt. Sie hatten gehofft, mit einem kühnen Griff Alles erringen zu können: das so lange vergebens erstrebte Reich, das würdige, kluge und starke Reichsoberhaupt, die modernem Anspruch genügende Verfassung und das neue, den veränderten Machtverhältnissen entsprechende Besitzrecht, — und mußten enttäuscht nun erkennen, daß die organisch gewordenen Lebensbedingungen einer Volkheit nicht willkürlich von heute auf morgen zu ändern sind. Sie hatten gewähnt, mit Worten sei die auf Waffen und Traditionen gestützte Gewalt zu bezwingen, mit dem Schlachtruf nach Freiheit und Gleichheit schnell die Einigung der zersplitterten, in verschiedene Sitten gewöhnten deutschen Stämme herbeizuzaubern. Doch immer noch war die Macht der Waffen und Traditionen größer als die Wirkung der schönsten Worte; der Begriff der Freiheit war ungeklärt und an eine mögliche Gleichheit fehlte der zum Kampf gerüsteten Klasse der aufrichtigen, selig machende Glaube. Disparate Kräfte hatten sich zu einem flüchtigen Bunde vereint, der bald zerbröckeln mußte. Das im Aufschwung gehemmte Einheitssehnen, das die Regirenden nicht nützlich zu lenken wußten, war einer verärgerten Stimmung gewichen; der Wunsch, den Staat nicht mehr auf Absolutismus oder Kabinettsregierung, auf eine unbewachte, unverantwortliche Autorität, sondern auf das Rationalitätenprinzip zu gründen und an der Leitung der Geschäfte den früher willenlos Hörigen ein nie wieder zu raubendes Recht zu sichern, hatte den Gedanken erweckt, zunächst müßten so rasch wie möglich die alten Ruinen weggeräumt werden; und der Anblick lästern schwärmender Monarchen und schwacher, frivoler oder vom Alter zermürbter Minister hatte im einmal erregten Sinn die Gewißheit bewirkt, die große Stunde der Befreiung habe geschlagen. Der Befreiung wovon? Darauf war eine klare Antwort nicht zu erlangen. Von altem Druck, lästiger Vormundschaft und der dreisten Willkür der vor grauen Jahren Privilegirten? Das wäre verständlich gewesen, wenn das Befreiungswerk im eigenen Hause begonnen hätte und die entfesselte Kraft nicht an fremdes, von den Fremden oft genug selbst verschuldetes Leid verschwendet worden wäre. Otto von Bismarck, dessen Verhalten während der Sturmzeit noch der Würdigung harret und der mit Recht immer wieder ironisch fragte, was die berliner Barrikadenhelden denn eigentlich erkämpft hätten, schrieb im April 1848: „Die Befreiung der wegen Landesverrathes verurtheilten Polen ist eine der Errungenschaften des berliner Märzkampfes, und zwar eine der wesentlichsten. Die Berliner haben mit ihrem

Blute die Polen befreit und sie dann eigenhändig im Triumph durch die Straßen gezogen. Zum Dank dafür sind die Befreiten bald darauf an der Spitze der Banden, welche die deutschen Einwohner einer preussischen Provinz mit Plünderung und Brand, mit Niedermetzelung und barbarischer Verstümmelung von Weibern und Kindern heimsuchen. So hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eigenen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Ausschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elfaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Thurm von Straßburg zu pflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmüthigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor Allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das Beste von Dem entzogen werde, was deutsche Waffen im Lauf der Jahrhunderte in Polen gewonnen hatten.“ Den nüchternen Sinn des Realisten mußte das seltsame Schauspiel zum Hohn reizen. . . Auch die ausbündigste Thorheit kann edlen Regungen entstammen; aber es ist für die Völker ein Glück, daß sie auf die Dauer den Gang der Weltgeschichte nicht zu bestimmen vermag. Nicht das republikanische Frankreich der Menschenrechte und der gekrönten Parvenus, das zum dritten Male in sechzig Jahren das Zeichen zum Kampf für die Freiheit gegeben hatte, sondern das zarische Rußland der Heiligen Alliance schien den Deutschen von damals der Feind und deshalb lag ihnen die Befreiung der Polen näher am Herzen als die Eroberung der wunderschönen Stadt. Polens Wiederaufrichtung war ein Programmpunkt und das Programm mußte um jeden Preis durchgeführt werden. Aber dieses papierne Programm band nur die Vorhutgeister; im Hirn der Menge war sein Buchstabe niemals lebendig geworden. Und als die Stunde der schweren Entscheidung gekommen war, sahen die Führer sich vereinsamt; die Massen fehlten, die sich für das neue Ideal opfern wollten. Wir dürfen sie nicht tadeln, denn dieses Ideal hing ungreifbar in den Lüften. Man hatte mit einem Schlage zu viel erstrebt: Einheit und Freiheit, nationales Lebensrecht und internationale Brüderlichkeit, die Nivelirung der Gesellschaft und die Emanzipation einer Klasse. Schlaue Demagogen, deren gewandtester der österreichische Erzherzog Johann, der deutsche Philippe Egalité, war, hatten Alles versprochen, den ausschweifendsten Wünschen Gewährung zugesagt und insgeheim für den eigenen Vortheil gesorgt. Erst als ihre Vogelstellerlist durchschaubar wurde, merkte man, wie unreif, wie unfertig noch Alles war und wie weit die Revolutionirung der Geister hinter dem täuschenden Schein der revolutionären Grimasse zurückblieb. Die Führer schieden,

im tröstenden Bewußtsein, eine große Zeit gemeinsam verlebt zu haben, von einander und dachten mit Mathy: „Der Uebergang war zu rasch.“

Keine Energie geht spurlos im All verloren. Wer will die Behauptung wagen, die Flammen, die vor fünfzig Jahren ins Vaterland schlugen, seien unnützlich verprasselt? Die rothe Bluth, die oft ungeschickte Hände schürten, mußte die im Besigrecht Wohnenden schrecken, aber nur die Befangenen können noch heute verkennen, wie wichtig sie für die Erwärmung der Massen war, ohne deren gern geleistete Hilfe das schwere Einigungswerk nicht gelingen konnte. Es ist thöricht, den Knaben zu schelten, der beim ersten Geheerzuch strauchelt, doppelt thöricht, dem zum kräftigen Mann Erwachsenen Kinderschwäche und Kinderkrankheit vorzuwerfen. Das Jahr 1848 bezeichnet im Leben des deutschen Bürgertumes die Epoche der Pubertät, — mit ihrem unklaren Sehnen, ihren flackernden Willensregungen, ihrem triebhaften Drang nach Bethätigung. In solchen Krisen erwachen leicht wilde Wünsche, die nur die sorgsamste Klugheit der Erzieher zum rechten Ziel lenken kann. Dieser Aufgabe war von den deutschen Obrigkeiten keine einzige gewachsen. Ueber die traurige Haltung der Fürsten ist kein Wort zu verlieren, am Wenigsten über die rathlose, keine Erniedrigung scheuende Schwäche des kranken Preußenkönigs; und von den Ministern des Sturmjahres war Metternich der Einzige, der im Fall noch den Schein der Würde zu wahren wußte. Das sollte Der nicht vergessen, der die unerzogenen Völker schilt und ihre Jugendsünden für unsähnbar erklärt. Im November 1844 hatte Friedrich Wilhelm der Vierte an den österreichischen Kanzler geschrieben, er wolle „bestimmt und entschieden keine Nationalrepräsentation, keine Charte, keine periodischen Reichstage, keine Reichstagswahlen“ und fühle sich stark genug, um „jedes fernere Begehren des Fortschrittes nach den Theorien des Tages nachdrücklich und wohlgemuth zurückzuweisen“; im März 1848 kam er auf jeden Wink des Pöbels ans Fenster, entblöhte vor den Leichen der Barrikadenkämpfer das Haupt und ritt, mit den deutschen Farben geschmückt, vom Thierarzt Urban mit einer Kaiserkrone aus bellebter Pappe begleitet, durch die von aufrührerischen Haufen gefüllten Straßen der Residenz. Das Unbegreifliche war gethan: die Deutschen hatten eine Revolution gemacht, — ganz nach berühmtem pariser Muster. Sie wollten wohl endlich einmal beweisen, daß sie auch solcher Kulturthat fähig seien. Die Ideen, die den Brand entzündeten, waren fremd, waren aus Frankreich importirt, aber die Stimmung, in die der zündende Funke fiel, war im Lande, in der luftlosen Jämmerlichkeit der Heimath, entstanden. Und die guten Leute, die nach perverter Knaben Art mit dem Feuer gespielt hatten, sahen nun staunend, wie schnell

Alles, was ihnen vorher für die Ewigkeit gegründet schien, in Rauch aufging oder in Asche sank. Sie hatten sich die Sache viel schwerer gedacht, hatten in Höhenbildern Götterkräfte vermuthet. Es war die Aera der Mißverständnisse: die der Pflicht Entlaufenen hatten die Macht und den Muth der Fürsten, die Fürsten die Fähigkeit der Auführer überschätzt. Und als Cavaignac in Paris den Schreckensbann brach und die deutschen Fürsten den Rath befolgten, den Bismarck auf der Terrasse der potsdamer Orangerie dem ungläubig lächelnden König ohne Ermatten ins Gedächtniß gehämmert hatte, als sie Muth faßten und gegen Demokraten Soldaten marschiren ließen, da zerrann das Rothe Gespenst im Dunst, die Ordnung und Autorität zog wieder in die Lande ein . . . und die Bourgeoisie athmete erleichtert auf. Es klingt den später Geborenen unsinnig und ist dennoch wahr: die Klasse, für deren Interesse der Kampf unternommen worden war, konnte kaum ihre Freude darüber verbergen, daß er nun zu Ende ging, und feierte den Sieg der Soldaten wie einen Triumph ihrer Sache. In Paris wurde Polignac, in Berlin Wrangel populär und den Helden der Revolution versagte der Bürger den Gruß. Der Phrasennebel war zerflattert, der Klasseninstinkt hatte gesprochen und die Bourgeoisie gelehrt, daß ihr Interesse unlöslich an die den Massengeist bändigenden Gewalten gebunden ist.

. . . Der alte Görres, der die hispanische Monarchenverführerin Lola Montez noch in München auftauchen sah, schrieb vor seinem Tode: „Wenn der Geruch der Verwerfung durch die Gesellschaft geht, so thun die Brunnen des Abgrundes sich auf und die Fluthen brechen über sie herein; in der Sprache der Menschenkinder wird es eine Revolution genannt, in der Sprache der Ueberirdischen ist es eine Umwälzung nach dem Richtmaß ewiger Ordnung.“ Diese mystisch tönenden Sätze sagen uns über das innerste Wesen der Revolution heute nicht mehr als etwa Stahl's wirre Streitschrift für das Gottesgnadenrecht christlicher Könige. Die Skepsis einer entgötterten Zeit hat die Grundlagen des alten Glaubens zerbeizt und durchlöchert; wir zweifeln längst schon recht keckerhaft an der Ewigkeit irdischer Ordnungen und sind nicht einmal sicher, ob der konstitutionellen Monarchie, in der Montesquieu und Dahlmann die beste aller denkbaren Staatsformen sahen, ein eben so langes Leben beschieden sein wird wie den älteren Formen unbeschränkter Königsgewalt. Eins aber wissen wir: das Jahr 1848 hat nicht eine Umwälzung nach dem Richtmaß ewiger Ordnung gebracht, sondern nur einen Besitzwechsel. „ver' sta' langst' in' der Sklave vöuzogen' hätte. Wren Jahre vor der Revolution hatte Nadowig schon gesagt, die Herrschaft sei auf den Theil der Gesellschaft übergegangen, „den der Sprachgebrauch

der an Parteibezeichnungen reichen Franzosen unter dem Namen bourgeoisie von dem eigentlichen peuple scheidet. Er beherrscht die Regierung durch die Kammern, die Gerichte durch die Jury, die Militärmacht durch die Nationalgarde, die Meinung durch die Journale; und wo man diese Elemente noch abgewehrt hat, herrscht er dennoch durch die Macht des Geldes, der Industrie und des Handels.“ Als diese neue Klasse einen Verfassungszustand erreicht hatte, der ihr Eigenthum gegen jeden Eingriff sicherte und ihr die zur Ausbeutung der klug und leise errafften Macht unentbehrliche Bildungsfreiheit verbürgte, brauchte sie keine Revolutionen mehr, brauchte sie nur noch Ruhe und stellte sich deshalb auf die Seite der Ruhestifter, der Rechtsstaatsstützen, der Cavaignac und Wrangel. In dem lehrreichen achtundvierziger Jahrgang des Kladderadatsch wird ein Gespräch zweier Börsenbesucher mitgetheilt, von denen der Eine erzählt, die Kurse seien „auf Wrangel“ um drei Prozent gestiegen, und der Andere den frommen Wunsch ausspricht, alle Rebellen bald hängen zu sehen, damit die Staatsschuldscheine auf 98 $\frac{1}{2}$ steigen. Und in Sybels Reichsgeschichte kann man lesen: „Je lärmender die Hitzköpfe die Nothwendigkeit des Losschlagens verkündeten, desto entschiedener wurde in bürgerlichen Kreisen der Wunsch nach endlicher Wiederherstellung der Ruhe, gleichviel beinahe, unter welcher Verfassung. Seit dem März stockte Handel und Wandel in allen deutschen Ländern. Niemand hatte Vertrauen auf den folgenden Tag; kein Fabrikant oder Kaufmann wagte ein nicht sofort realisirbares Geschäft; alle Besizenden hielten ihr Geld zurück und vermieden jede Luxusausgabe; von Kredit war unter den günstigsten Verhältnissen keine Rede mehr. Sicher war, daß von der überwältigenden Einmüthigkeit aller Klassen bei der Märzrevolution keine Spur mehr existirte und eine neue Umwälzung in ihrem Siege nicht nur die Throne stürzen, sondern auch alle Eigenthumsverhältnisse von Grund aus erschüttern würde. Welche Menge sonst liberaler Elemente durch solche Aussicht in das reaktionäre Lager hinübergedrängt wurde, bedarf keiner näheren Darlegung.“ So sah es nach dem stürmischen Lenz im Hochsommer aus: die Gier nach neuem Profit hatte das Sehnen nach Freiheit und Menschenrechten besiegt und die Klasse, die in einer revolutionären Politik der Sammlung ihre Kraft erprobt hatte, rüstete sich in Ruhe und Ordnung für den Sonntag ihrer Macht... Und heute? Heute denken Hunderttausende, wenn von Achtundvierzig gesprochen wird, zuerst an das kommunistische Manifest, das damals ins deutsche Land flatterte; und die modernen Feudalherren lassen sich nicht gern mehr daran mahnen, daß ihre Väter einst für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gestritten haben.

Die Ameise.

Die Ameisen gehören zu der Insektenfamilie der Hymenopteren, wie die Blattwespen, Wespen und Bienen. Wie die zuletzt genannten und die Termiten leben sie gesellig. Von allen Thieren jedoch haben die Ameisen das soziale Leben am Höchsten und Mannichfachsten entwickelt. Deshalb beanspruchen sie das besondere Interesse des Menschen. Sie weisen nicht nur eine unermessliche Schaar von Individuen, sondern auch eine großartige Formenfülle auf. Nahezu 3000 Arten, in etwa 154 Gattungen vertheilt, sind schon aus den fünf Welttheilen beschrieben worden und diese Zahl wächst jährlich noch bedeutend.

Der soziale Ameisenstaat hat eine eigenthümliche Erscheinung zu Stande gebracht, die man Polymorphismus der Art nennt. Ist allgemein der Geschlechtsunterschied beim Menschen wie beim Thier von sogenannten korrelativen Unterschieden im Körperbau begleitet (z. B. dem Bart beim Manne), so werden bei gewissen Thieren jene Unterschiede besonders groß (man vergleiche z. B. den Hahn mit der Henne). Bei den Ameisen wird der Unterschied der Geschlechter so ungeheuer, daß Weibchen und Männchen wie ganz verschiedene Thiere aussehen. Aber noch mehr! Es tritt in den Reimanlagen der Art, und zwar des Weibchens, eine weitere Differenzirung ein, da ein Theil von ihnen sich zu einer zweiten Kategorie Weibchen mit ganz anderer Körperform, sehr verkleinerten Eierstöcken, dafür aber mit höher entwickeltem Gehirn ausbildet. Man nennt diese so spezialisirte Weibchenkategorie „Arbeiterameise“. Bei vielen Gattungen hat sich eine dritte Spezialisirung des Weibchens mit mächtigem Kopf und starken Kiefern ausgebildet, die man „Soldaten“ nennt. Die Weibchen und die Männchen sind in der Regel geflügelt. Die Arbeiter und die Soldaten sind immer ungeflügelt. Demnach besteht die Ameisenfamilie oder der Ameisenstaat für jede Art aus drei oder vier verschiedenen Formen von erwachsenen Individuen. In seltenen Fällen treten noch weitere Formen auf. Hinzu kommen ferner die junge Brut, die aus den Eiern, den fuß- und augenlosen weißen, zarten Larven oder Maden aller Größen, je nach dem Alter, und endlich aus den bereits ameisenähnlich aussehenden Puppen oder Nymphen bestehen. Bei vielen Arten spinnt sich die Larve ein feines Seidencocon, das man fälschlich Ameisenei nennt. Die wirklichen Ameiseneier sind äußerst klein und sehen wie weißes Pulver aus.

Der Bau des Ameisenkörpers hat einige wichtige soziale Besonderheiten. Das Gehirn, von den Sinnesorganen unabhängig, ist beim Arbeiter und Soldaten relativ sehr groß, beim Weibchen kleiner und beim Männchen fast verkümmert, wie überhaupt das Männchen bei den Ameisen, trotz seiner starken Flügel und seiner mächtigen Augen, eine klägliche, vergängliche und nichtnützige Rolle spielt. Seine ungeheure Dummheit und Unbeholfenheit, trotz seiner wohl ausgebildeten Sinnen, ist der klare Ausdruck seiner Hirnlosigkeit.

Die Ameisen besitzen einen sozialen Magen oder Vormagen (Kropf). Er liegt am Eingang des Hinterleibes, ist ungeheuer dehnbar (er kann durch Ueberfüllung den Kubikinhalt des Hinterleibes manchmal verzehnfachen) und verdaut nicht. Sein unverdauter Inhalt kann beliebig von der Ameise wieder erbrochen und ihren Gefährtinnen oder den Maden als Fütterung von Mund zu Mund ausgetheilt werden. Die gegenseitige Fütterung ist eine Lebensbedingung des Ameisenstaates. Hinter dem Kropf liegt der Kau- oder Pumpmagen; er hat vier harte Klappen, die gewöhnlich den Verdauungskanal der Ameise hermetisch verschließen. Wenn die Ameise für sich essen will, öffnet sie die Klappen und pumpt damit Etwas aus dem Inhalt ihres Kropfes in ihren eigentlichen, hinter dem Raumagen liegenden Individualmagen hinein, wo dann erst die Verdauung beginnt. Ich habe gelegentlich diese Verhältnisse durch ein Experiment anschaulich dargestellt. Ich gab einer ausgehungerten Ameise mit Berlinerblau gefärbten Honig. Nachdem sie sehr eifrig gegessen hatte, setzte ich sie zu einigen Gefährtinnen, die sie sofort umringten und anbettelten. Bald waren alle mit blauen Tropfen gefüttert. Ich sezirte dann eine nach der anderen und fand, daß der mit blauer Masse gefüllte Vormagen nicht eine Spur der blauen Flüssigkeit in den Raumagen und in den Verdauungsmagen durchgelassen hatte. Erst in den folgenden Tagen färbte sich der Verdauungsmagen langsam mehr und mehr blau.

An den Vorderbeinen haben die Ameisen einen feinen, sporenartigen Kamm, der ihnen dazu dient, alle Körperteile rein zu putzen, was bei den fleißigen Arbeitern sehr nöthig ist. Auch im Mund haben sie einen Kamm, mit dem sie die Beinkämme, ihre Maden und ihre Gefährtinnen reinigen.

Die wichtigsten sozialen Organe der Ameisen sind aber ihre Fühlhörner. Diese enthalten äußerst feine und zahlreiche Sinnesorgane für das Gefühl und den Geruch, die in haarartigen Gebilden enden. Die Funktion dieser Sinnesorgane ist experimentell festgestellt. Besonders wunderbar ist die Thatsache, daß jenes nach außen gewendete und bewegliche Geruchsorgan nicht nur beim Kontakt den Ameisen Kenntniß von der chemischen Beschaffenheit der Körper (ich habe Das „Kontaktgeruch“ der Insekten genannt) giebt, sondern vermöge seiner Lage und Beweglichkeit auch eine Kenntniß des Raumes durch den Geruch ermöglicht, die wir uns mit unserem nach innen gewendeten kümmerlichen Geruchsorgan gar nicht vorstellen können. Außerdem wittern die Ameisen aus der Entfernung die Gerüche mit ihren Fühlhörnern. Es ist experimentell festgestellt, daß die Ameisen einander als Feinde und Freunde lebiglich durch die Fühlhörner erkennen, was schon Huber 1810 vermuthete, und daß sie sich auch in ihren Wanderungen hauptsächlich damit orientiren, obwohl die Augen zur Orientirung außerhalb des Nestes auch mithelfen. Eine Ameise ohne Fühlhörner ist verloren und vom sozialen Leben sofort abge-

schritten, während sie ohne Augen weiter arbeiten, ihre Gefährtinnen von Feinden unterscheiden und ihren Weg, wenn auch mit mehr Mühe, noch finden.

Lubbock hat bewiesen, daß die Ameisen die für uns unsichtbaren ultravioletten Strahlen des Sonnenspektrums empfinden. Durch komplizierte Experimente mit Firnissen der Augen, Anwendung von Vesculin, das diese Strahlen absorbiert, und Benützung der uns bekannten Instinkte der Ameisen haben wir bewiesen, daß sie die ultravioletten Strahlen mit den Augen sehen und nicht etwa nur, wie niedere Thiere, mit der Haut empfinden. Die Ameisen haben auch keine Geschmackorgane im Munde. Die fliegenden Weibchen und besonders die Männchen habe gute, scharf sehende Augen, die Arbeiter dagegen sehen nur mangelhaft. Als ich jene vorhin erwähnten Experimente machte, war ich nicht im Kanton Zürich und das Antivivisektionsgesetz war noch nicht erlassen.*) Einswelken werde ich sie immerhin noch im Kanton Waadt fortsetzen können. Dort wird die Wissenschaft noch nicht, wie hier, zum Dank für ihre Leistungen durch den Sieg der Unwissenheit gestraft, während Jäger und Köchinnen nichtsnutzige Vivisektion weiter treiben dürfen.

Die Arbeiterameisen bilden die wichtigsten sozialen Elemente der Ameisengemeinschaft, während die Weibchen und Männchen nur zur Vermehrung und die Soldaten zu gewissen Spezialfunktionen dienen.

Der Sozialismus der Ameisen ist auf den Einzelstaat der Ameisenkolonie beschränkt. Alle Individuen einer Kolonie sind solidarisch, dagegen mit der übrigen Welt — einige Ausnahmen abgerechnet — und besonders mit allen anderen Ameisenstaaten, auch solchen der gleichen Art, ziemlich konsequent verfeindet. Jeder Ameisenstaat baut sich ein oder mehrere Nester. Hier zeigt sich sofort die ungeheure Mannichfaltigkeit des Ameiseninstinktes. Nicht nur hat fast jede einzelne Art irgend eine Eigenthümlichkeit in ihrer Bauart, — nein: auch die gleiche Art weiß sich nach den Umständen zu richten und danach zu bauen. Unsere gemeinste europäische Ameise, der kleine, braunschwarze *Lasius niger* Linné, baut z. B. in den Wiesen große, regelmäßige, labyrinthartige Erdkuppeln. Im Geröll nistet er unter Steinen, im Wald in faulen Holzstämmen, in Häusern im faulen Gebälk. Unsere meisten Arten wohnen in der Erde labyrinthartige Komplexe von Gängen und Zimmern, wo sie ihre Brut pflegen. Viele bauen darauf eine Erdkuppel, die, wie die flachen Steine, als Fangapparat für die strahlende Wärme der Sonne dient. Wenn die Sonne bei kühlem Wetter scheint, sammeln die Ameisen die ganze Brut unter

*) Vor mehr als einem Jahre haben fanatische Antivivisektionisten — darunter ein ehemaliger Geisteskranker — eine Volksinitiative zur Abschaffung der wissenschaftlichen Thierexperimente in Zürich zu Stande gebracht. Es gelang dem Kantonsrath immerhin, dem physiologischen Institut unter gewissen Kautelen die Vivisektion zu sichern. Das Gesetz gilt nur für den Kanton Zürich.

die Kuppel oder unter den Stein. Bei Nacht, bei Regen oder bei zu heißer Temperatur wird umgekehrt Alles in die Tiefe übergeführt. Die Ameisen bauen mit ihren Kiefern und Vorderbeinen, indem sie während des Regens oder danach die feuchte Erde in Klümpchen verarbeiten und damit mauern. Sie sind vorzügliche Maurer und wissen hier einen Grassalm, dort ein Blatt je als Balken oder als Dach zu benutzen. Ich empfehle jedem Naturfreund, nach einem Maienregen auf einer Wiese diese Thätigkeit zu beobachten.

Andere Ameisen, mit starken, harten Kiefern, miniren ihr Nest in hartem Holz. Bei einer in Baumstämmen lebenden Art (*Colobopsis truncata*) führt ein ganz enges Loch nach außen. Dieses wird ständig von einem eigenartig umgebildeten Soldaten bewacht: sein großer Kopf füllt das Loch gerade aus und ist vorn flach abgestutzt, so daß er wie ein Zapfen das Loch nach außen abschließt. Es ist selbst einem geübten Auge schwer, das so verstopfte Loch ausfindig zu machen. Wieder andere nisten unter Baumrinde, unter Steinen, in Felsenrissen, im Mauertwerk unserer Häuser. Im tropischen Amerika fand ich fast die meisten Arten in hohlen, trockenen Stengeln des Gebüsches, auch in Akazienornen und in hohlen Bäumen. Unsere Waldameise, *Formica rufa*, und ihre nächsten Verwandten bedecken bekanntlich ihr minirtes Erdnest mit einer aus Tannennadeln, Holzstückchen, Harz und Blattresten bestehenden Kuppel, die selbst ein Hohlstabreicth bildet und die Wärme unterhält. Die Thüren werden von den Ameisen morgens geöffnet und abends geschlossen, bei sehr großer Hitze oft umgekehrt. Andere Ameisen benutzen offenbar ein harziges Sekret ihrer Oberkieferdrüse, um damit Holzmehl, Erde, Pflanzensfasern und ähnliche Dinge zu einer Art Karton zusammenzufitten, aus dem sie wunderbare Nester, sei es in Baumhöhlungen, wie unsere europäischen *Lasius fuliginosus* und *Liometopum microcephalum*, sei es frei draußen an Baumästen oder Stämmen, fabriziren. Endlich giebt es exotische Ameisen, die zwischen den Blättern der Bäume gesponnene Nester aus einem feinen Seidengewebe bauen. Nach neuesten Beobachtungen sollen sie ihre Larven dazu verwenden, indem sie die den Faden liefernde Larve als spinnendes Instrument zum Bau ihres Gewebes benutzen. Gewisse Arten (*Formica exsecta* und *exsectoides*) bilden gewaltige Kolonien oder Stanten, die von 20, 30 bis auf 200, ja 1600 Nester (*Formica exsectoides* in den Alleghennies) bilden können, die alle mit einander in freundlicher Beziehung stehen und einen ganzen Wald zu beherrschen im Stande sind.

Wie entsteht nun eine Kolonie? Huber, Mac Cook, Blochmann und Lubbock haben Folgendes festgestellt: Zu einer gewissen Jahreszeit fliegt die reif gewordene junge Brut der geflügelten Weibchen und Männchen aus allen Nestern der gleichen Art heraus. In der Luft oder auf Baum- oder Hügelgipfeln findet eine wilde Massenhochzeit statt, bei der ich beiderseitige, besonders

aber weibliche Polygamie feststellen konnte. Kurz darauf gehen die dummen Männchen aus Unfähigkeit, sich selbst zu ernähren, zu Grunde. Die Weibchen beseitigen dann selbst mit den Beinen ihre locker angehefteten Flügel und verkrüppeln sich in die Erde, einzeln oder mehrere zusammen. Sie bauen sich ein Zimmerchen, legen ein paar Eier und pflegen dürftig selbst die ausgeschlüpften Maden aus ihrem eigenen Körperjast (sie sind sehr dick und fett), bis daraus drei oder vier ganz kleine Arbeiter geworden sind. Diese fangen sofort an, zu arbeiten und ihre Mutter oder ihre Mütter zu pflegen und zu füttern, die von nun an nichts mehr thun. Das Wunderbare ist, daß die Mutter oder die Mütter so viele Samensäden aus der einzeitigen, freilich mehrfachen Befruchtung (oder Hochzeit) in ihrer Samentasche behalten, daß sie viele Jahre lang fruchtbar bleiben und Millionen von Eiern legen können. Sie bleiben offenbar in der Regel die Mütter der ganzen Kolonie, so lange diese existirt. Wenigstens hat Lubbock befruchtete Weibchen bis zu acht und elf Jahren in künstlichen Nestern am Leben erhalten und der Bestand der meisten Ameisenkolonien dürfte nicht sehr viel länger sein. Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß ab und zu später ein von den Arbeitern heimgebrachtes befruchtetes Weibchen aus ihrer Nachkommenschaft hinzukommt. Fremde Weibchen werden aber von den Arbeitern einer Kolonie stets getödtet, außer bei parasitären Arten. Die Mütter oder Königinnen werden nun sorgsam durch die Arbeiter gepflegt und gefüttert. Ihre einzige Arbeit besteht im Eierlegen. Ein Hof von Arbeiterinnen umgibt beständig die Königin, hebt die Eier auf u. s. w.

Das innere Leben einer Ameisenkolonie stellt den reinsten anarchischen Sozialismus dar. Jedes Individuum arbeitet für die Gemeinschaft. Die Einen bauen am Nest; die Anderen putzen darin jeden Winkel; wieder Andere pflegen die Brut, füttern sie und tragen sie, je nach der Temperatur, in die verschiedenen Theile der Wohnung. Andere wiederum gehen aus dem Nest und sorgen für die Nahrung der Gemeinschaft, indem sie zunächst ihren sozialen Vormagen anfüllen. Die Arbeiter leisten einander alle Liebesdienste, füttern, reinigen, tragen einander und verständigen sich mit den Fühlhörnern. Nur die Männchen und meistens die Weibchen sind unthätig und werden ganz und gar von den Arbeitern gefüttert und gepflegt. Nach außen hin tritt die gemeinsame Schaar in der Regel gegen alles Lebendige feindselig auf, was zu Offensiv- und Defensivkriegen und Raubzügen führt, deren Studium für den vergleichenden Psychologen ungemein interessant ist.

Wie ich schon sagte, finden sich die Ameisen draußen mit Hilfe ihres Geruchs- und Tastsinnes zurecht, zum Theil auch mit den Augen. Doch ist Das oft höchst schwierig für sie und so helfen sie sich gegenseitig auf zweierlei Weise. Individuen der Arten mit besserem Geruchsvermögen, die etwas Nützliches oder Gefährliches gefunden haben, kommen heim, rempeln viele

Gefährtinnen rasch und zudringlich an, drehen sich dann um und werden von einer Schaar Arbeiter direkt an den Ort des Gesuchten oder der Gefahr mittelst des Geruchsvermögens begleitet. Unterwegs drehen sie sich oft um, um nachzuspüren, ob man ihnen nachkommt. Ameisen mit relativ schlechterem Geruchsvermögen lehren, wenn sie Etwas gefunden haben, heim, packen eine Gefährtin an den Oberkiefern und veranlassen sie, sich bewegungslos und halb gerollt von ihnen an den neuen Ort tragen zu lassen. Die getragene, scheinbar regungslose Ameise sieht und wittert zugleich doch den Weg, mag er auch dreißig bis vierzig Meter und mehr betragen. Ist sie am neuen Ort angelangt, dann kommt sie sofort mit der ersten zum Nest zurück und bringt selbst neue Gefährtinnen zum Auswanderungspunkte. Auf die selbe Weise lassen sich verirrte Ameisen, wenn eine Gefährtin sie trifft, von ihr heimtragen. Wenn aus irgend einem Grund eine Ameisenkolonie ihr altes Nest verlassen will und ein neues bauen muß, wird eben so verfahren. Die unternehmendsten Arbeiter suchen neue Plätze und die glücklichsten und thätigsten unter ihnen bringen schließlich die ganze Kolonie sammt Brut an den von ihnen für gut befundenen neuen Standort. Solche Wanderungen sind höchst lehrreich. Jede Arbeiterameise ist im Stande, alle die eben genannten Arbeiten abwechselnd zu verrichten, obwohl manche Individuen sich für gewöhnlich mehr mit der einen allein befassen. Huber hat nachgewiesen und ich habe es mehrfach bestätigt gefunden, daß Ameisen aus der gleichen Kolonie, die man vollständig von einander getrennt und entfernt hatte, sich noch nach Wochen und Monaten wieder erkennen und als Freunde begrüßen, jedoch nur mit der Hilfe ihrer eigenthümlichen Fühlhörnergeruchsorgane.

Ungeheuer variabel ist die Ernährungsweise der Ameisen und besonders dadurch wird die Mannichfaltigkeit ihrer Lebensweise bedingt, wie einige Beispiele zeigen mögen. Die Blatt- und Schildläuse sind bekannt. Auf unseren meisten Pflanzen sitzen diese kleinen, zarten, fleischigen Verderber, saugen mit ihrem Rüssel den Pflanzensaft, verdauen aber ihre so zahlreich zugemessene und beständig vorliegende Mahlzeit nur ganz unvollständig, so daß ihre Exkremente aus einer zuckerhaltigen, klaren Flüssigkeit bestehen. Es ist anatomisch sicher nachweisbar, daß dieser helle Tropfen keine besondere Drüsenabsonderung, sondern wirklich das Exkrement der Läuse darstellt. Die meisten Ameisen unserer Gegend pflegen nun die Blatt- und Schildläuse als Stallvieh zu betrachten, sie überall aufzusuchen und mit ihren Fühlhörnern zu figeln, bis die dadurch angeregte Laus den hellen Tropfen von sich giebt, der sofort gierig von der Ameise geschluckt wird. Sind keine Ameisen da, so wartet die Blattlaus länger und scheidet schließlich pferdartig aus, während sie zugleich den Tropfen ausspricht. Dadurch bekommen dann die Blätter einen glänzenden Zuckerüberzug (sog. Honigthau). In der geschilderten Weise fällen also

die Ameisen ihren sozialen Kropf für die Gemeinschaft. Gewisse Arten legen zierlich gemauerte Blattlausstallungen auf den Pflanzenwurzeln in ihren unterirdischen Wohnungen an und pflegen dann sogar die Eier der Blattläuse. Andere Arten bauen mit feuchter Erde Stallungen und Galerien um die Pflanzenstengel herum, die Blattläuse beherbergen, um so ihren Viehreichthum vor fremden Uebergriffen zu schützen. In anderen Gegenden, besonders in den Tropenländern, werden kleine Cilabinenlarven und Schmetterlingsraupen in ganz ähnlicher Weise als Ameisenstallvieh verwendet. Die Ameisen wissen stets ihre Anstrengungen zu vereinigen, um sowohl größere Beutestücke wie auch größere Nestbaustücke heimzuschleppen. In Amerika, Afrika und Indien giebt es Treibjagdameisen (Doryliden), deren ungeheure Kolonien, sei es ober-, sei es unterirdisch, ein Nomadenleben führen. Sie nisten eine Zeit lang in einem Nest oder in einem hohlen Baum mit ihrer Brut und unternehmen von da aus ungeheure Raubzüge, bei denen sie alles Lebendige: Schwabenkäfer, Ratten, Mäuse, Spinnen u. s. w., angreifen, töten, zerstückeln und heimtragen. Wenn sie ein bewohntes Menschenhaus überfallen, müssen alle Bewohner es schleunigst verlassen und thun Das sehr gern, denn in wenigen Stunden wird alles Ungeziefer, groß und klein, zerhackt und weggetragen. Kleine Kinder in der Wiege müssen vor den Eindringlingen geschützt und fortgenommen werden. Dafür ist das Haus dann aber auch rein und bald sind alle Ameisen sammt Beute verschwunden. Bei diesen Doryliden sind die mächtigen Weibchen stets flügel- und augenlos, die auch sehr großen Männchen dagegen geflügelt und mit gewaltigen Augen versehen. Auf einer kurzen Reise in Columbien konnte ich wenigstens theilweise die Raubzüge der Doryliden-gattung *Eciton* beobachten.

Noch viel merkwürdiger ist die Lebensweise der pilzzüchtenden Ameisen, der südamerikanischen Sippe der *Attini*. In ihren sehr großen Nestern bilden diese Thiere bedeutende, bis über faustgroße Höhlungen. In langen Zügen ziehen sie auf die Bäume. Jeder Arbeiter schneidet mit seinen scharfen Kiefern ein rundliches Stück eines grünen Blattes aus, — und zu Tausenden mit solchen Blättern beladen, kehren sie heim. Da giebt es drei Größen von Arbeitern: großköpfige Riesen, winzige Zwerge und dazwischen mittelgroße Individuen. Die Mittelgroßen verschiedener Größe sind die Blattschneider, während die Riesen zugleich Vertheidiger des Nestes und Blattzermalmer sind. Die heimgebrachten Blätter werden so zu einer Art Hackbrot verarbeitet, der labyrinth- oder besser schwammartig verbaut wird. Dieses Blattmehl dient nun den Sporen eines Pilzes (*Rhizites gongylophora* Möller) zum Nährboden, die massenhaft im Ameisenneest vorhanden sind. Rasch bedeckt sich der Blatthackbrot mit weißem Schimmel. Doch wacht ein Heer der Arbeiterzwerge darüber, daß der Schimmel das Nest nicht ausfüllt und dessen Einwohner

erhellt. Jeder wachsende Pilzfaden wird sofort von diesen kaum zwei Millimeter langen Poggmiden abgeschnitten, bis der Pilz sich entschließt, sein zweites Gebilde zu produziren, das Möller Ameisen-Kohlrabi genannt hat, weil es kleine Knollen sind, die Miniatur-Kohlraben ähnlich sehen. Der Pilz produziert ganze Haufen dieser eiweißreichen Kohlraben und von diesen lebt die ganze Ameisenkolonie. Doch unbegrenzt ist die Nährkraft der Blättermasse für die Pilze nicht. Sobald ein Theil des labyrinthartig aufgebauten Pilzgartens erschöpft ist und bräunlich wird, wird er von den Ameisen abgerissen und in braunen Kügelchen aus gewissen Resöffnungen weggeworfen, um die herum sie wallartige Hügel bilden. Dafür werden diese Theile durch die frisch ankommenden Blätter immer neu ersetzt. So arbeiten die Blattschneider, Blattzermalmer und Schimmelausjäter in enger Eintracht zu dieser großartigen und wälderverderbenden Pilzkultur, die so verbreitet ist, daß sie dem Urwaldleben Südamerikas ein eigenthümliches Gepräge giebt, denn auf Schritt und Tritt trifft man dort Läge Blätter tragender Ameisen und ihre Nester. Ich habe selbst auf meiner kurzen Reise einen großen Theil der prachtvollen und sorgfältigen wissenschaftlichen Entdeckungen des Herrn Professors Möller bestätigt und die noch unbekanntenen Pilzgärten einiger Arten und Gattungen entdecken können. Gewisse Attini haben einen rudimentäreren Pilzgarteninstinkt und benutzen dazu nur Raupenkoth, Mehlstücke und Vergleichen. Die definitive Pilzform ist ein großer, schöner Agaric. Mein Angriff mit Schaufeln auf ein einen Meter hohes und sechs Meter im Durchmesser messendes Nest der *Atta sexdens* gestaltete sich zu einem Kampf. Der helfende Indianer ergriff die Flucht. In wenigen Sekunden bluteten meine Hände überall von den scharfen Bissen der großen Krieger. Doch gelang es mir, etwa zwanzig Pilzgärten in einer Ecke des Nestes bloßzulegen. Jeder Biß eines Kriegers ist blutig. Die Eingeborenen benutzen diese Thiere, um Wunden zuzunähen, indem sie beide Wundränder von der Ameise zusammenbeißen lassen und dann deren Körper vom Kopf abtrennen. Der Kopf bleibt mit den Kiefern eingebissen und schließt die Wundränder.

Die Sitten anderer Ameisenarten hat Salomon schon gekannt und richtig gedeutet. Sie leben in Massen um das ganze Mittelmeer herum; es ist die Untergattung *Messor*. Diese Thiere machen auch große Höhlungen. Sie holen auf allen möglichen Pflanzen deren Samenkörner und häufen sie in ihren unterirdischen Kornböden an. Dort wissen sie die Keimung zu verhindern, bis es ihnen jaßt paßt. Dann, im Moment der beginnenden Keimung, wo sich das Stärkemehl in Dextrose und Zucker verwandelt, fressen sie die Körner, und zwar im Sommer und im Winter, denn es sind keine eigentlichen Wintervorräthe, wie Salomo meinte. In Texas giebt es ein *Pogonomyrma*, das durch Ausrottung aller anderen Pflanzen in der Umgebung



seines Nestes ein einziges Gras, die *Aristida oligantha*, wachsen läßt und sich aus ihrem Samen ernährt (die berühmte Agrikulturameise von Vincicum).

Anderer Ameisen (*Myrmecocystus*, hortus deorum und melliger) benutzen einen Theil ihrer Arbeiter als Vorrathstöcke für den Winter. Diese Ameisen werden von den Anderen so überfüttert, daß ihr Vormagen oder Kropf traubenbeerengroß anwächst und den Hinterleib entsprechend ausdehnt. Diese sogenannten „Ammen“ können dann nicht mehr laufen und hängen in den unterirdischen Räumen als Vorrathstöcke für die Gemeinschaft. Solche Arten leben in Mexiko und Texas und werden dort von den Kindern ausgegraben und gegessen.

Wunderbar ist die sogenannte Symbiose einer südamerikanischen Ameise *Azteca Mülleri*, mit dem Cecropiabaum *Imbauba* (*Cecropia peltata*). Der Baum ist inwendig hohl und produziert auf eigenen Polstern seiner Blattachseln ganz eigene, bei anderen Cecropien nicht vorkommende, reichlich eiweißhaltige Körnchen (Müllersche Körperchen). Die Ameise lebt im Hohlraum der Cecropia, wobei das Mutterweibchen der Kolonie sich an einer wie eigens dazu angepaßten dünneren Stelle einbohrt. Im Baum findet die Azteca Wohnung und Nahrung aus den müllerschen Körperchen. Sie ist aber äußerst kriegerisch, und wenn die vorhin genannten Blattschneider auf die Cecropia wollen, werden sie von den wüthenden Azteca zurückgeworfen, die so den Baum vertheidigen. Mit welcher Wuth die Aztecaarten ihre Bäume vertheidigen, habe ich selbst vielfach in Columbien beobachtet. Doch ist die genannte Symbiose (gegenseitige Lebensabhängigkeit der Pflanze und der Ameise) noch einigermaßen locker, jedenfalls nicht so unbedingt wie die der *Atta* und ihres Pilzes. Die *Atta* und der *Rhizites gongylophora* sind so unbedingt von einander abhängig, daß weder Pilz noch Ameise für sich allein leben kann.

Die Ameisennester haben ihre Schmarotzer und Hausthiere, wie die Menschenwohnungen. Gewisse Milben und Würmer plagen die Ameisen und legen ihre Eier in deren Brut. Ganz wunderbare Verhältnisse haben ferner gewisse Käfer, Lepidimen, Affeln u. s. w. zu den Ameisenkolonien. Man nennt sie Gäste, obwohl sie in der Regel für die Ameisen mehr schädliche als nützliche Einmieter sind. Sie werden von den Ameisen gebuldet — oder sogar geliebt — wegen eines besonderen Geruches oder angenehmer Absonderungen ihrer Haare, die die Ameisen leidenschaftlich gern lecken. Sie leben dann in der Kolonie wie Mitglieder und nehmen, wie Wasmann so trefflich gezeigt und Janet bestätigt hat, Ameisengewohnheiten an. Sie werden von den Ameisen von Mund zu Mund gefüttert und füttern sich sogar gegenseitig. Sie verkehren durch ihre Fühlhörner mit den Ameisen und unter einander. Ihre Brut wird oft sogar von den Ameisen gefüttert und aufgezogen wie die eigene. Ich habe die Fütterung, den Transport und die Pflege der Larven der *Atemeles*

(eines Ameisenkäfers) früher genau beobachtet und mich gewundert, wie die Ameisen für diese Einmieter wie für die eigene Brut sorgten, ohne jedoch damals zu wissen, daß diese Käferlarven zu dem selben Käfer gehörten, der als Erwachsener Ameisengast ist. Das hat Wasmann bewiesen. Andere Gäste sind mehr boshafte Diebe, die sich in die Nester einschleichen und die Ameisen oder ihre Brut fressen (*Myrmecodia*) oder auch nur den Ameisenkot (*Dinarda*) verzehren. Der ausgezeichnete Biologe Wasmann hat beobachtet, wie bei Wanderungen einer Ameisenkolonie in ein neues Nest die ganze Sippe der kleinen Gäste (Käfer, Assel, Lepismen) es versteht, den Ameisen in das neue Nest nachzufolgen, indem sie mit ihrem Geruchsinne der Spur nachgehen. Ich habe selbst diese Beobachtung bestätigt. Dies ist aber bei dem kleinen, rundlichen, in den Nestern des großen und langbeinigen *Myrmecocystus megalocola* in Afrika lebenden *Thorictus Foreli* nicht der Fall. Er ist zu klein und zu langsam, um der Ameise folgen zu können. Dafür klammert sich dieser von mir in Algier entdeckte und von Wasmann deshalb nach mir getaufte Käfer stets an den Fühlhornschaft der Ameise und wird so mittransportirt. Eine eigene Einkerbung des Kopfschildes erlaubt ihm, mit seinen Kiefern den Fühlerschaft der Ameise ganz zu umklammern, ohne ihn zu verletzen.

Merkwürdiger fast noch als die Verhältnisse dieser Gäste sind die Sklaven- und Gastverhältnisse gewisser Ameisenarten zu einander. Vor vielen Jahren entdeckte ich zuerst zufällig, daß einzelne unserer Ameisen (zum Beispiel die *Formica rufa*, unsere Waldameise), die für gewöhnlich fleißig für sich selbst leben, in sehr seltenen Ausnahmefällen — offenbar in Folge eines Krieges, bei dem sie Sieger waren — die Puppen anderer, schwächerer Ameisenarten (*Formica fusca*) ausschlüpfen lassen, erziehen und dann als Glieder ihrer Gemeinschaft betrachten. So entstehen seltene gemischte Kolonien, die für die folgenden, längst bekannten Thatfachen die aufklärende Entstehungsgeschichte in der Ahnenreihe geben. Charles Darwin hatte diese Entstehungsart des Sklavereinstinktes theoretisch im Voraus vermuthet. Die *Formica sanguinea* pflegt fast immer, wie Huber zuerst entdeckte, im Juni, Juli und August unregelmäßige Raubzüge zu veranstalten, bei denen sie die Nester der *Formica fusca* umzingelt, diese schwächere Art angreift, nach heftigem Kampfe die Nestbewohner verjagt, deren Brut ihnen mit Gewalt entreißt und dann nach Hause schleppt. Die so geraubten Larven und Puppen schlüpfen in den Nestern der *sanguinea* aus, wo sie sich wie geraubte Widwilder daheim fühlen. Dort leisten sie ihren Räubern durch Arbeit die größten Dienste, so daß diese, wenn sie auch relativ fleißig sind, doch ein gemüthlicheres und unverschämteres Raubleben führen als ihre nächsten Verwandten. Dies giebt der *Formica sanguinea* ein ganz eigenthümliches, sehr unternehmendes und intelligentes biologisches Gepräge. Sie ist weniger als andere Arten von

der Tagesarbeit in Anspruch genommen. Ihre sogenannten Sklaven- oder besser: Hilfsameisen glauben sich so sehr zu Hause, daß sie ihre thatsächlichen ehemaligen Geschwister aus dem geraubten Nest nicht erkennen und sie als Feinde behandeln. Es läßt sich überhaupt experimentell feststellen, daß das Erkennungsvermögen der Ameisen erst einige Tage nach dem Ausschlüpfen aus der Puppe, wenn das weiche Chitin härter wird, beginnt. Um Das zu zeigen, habe ich Puppen und frisch ausgeschlüpfte Ameisen verschiedener Arten und Gattungen zusammengethan und daraus eine bunt gemischte Kolonie erzogen.

Die Amazonen-Ameise (*Polyergus rufescens*) ist in der Sklavenhaltung weiter gediehen. Ihre dolchartig gekrümmten Kiefer sind bereits zur Arbeit untauglich. Wie eine makedonische Phalanx stürmt im Sommer ihre gewöhnlich 300 bis 1200 Ameisen zählendes rostrothes Heer nachmittags in unseren Wiesen aus ihrem Nest heraus. Fest zusammengeschlossen und im Einklang folgt es dem vorher von einigen Räufern rekognoszirten Weg und kann in einer halben bis zu einer Stunde Entfernungen von fünfzig bis hundert Metern zurücklegen. Zwar verliert das Heer oft den Weg oder bleibt unerschließlich stehen, bis einige Ameisen ihn wiedergefunden haben. In der Regel aber erreicht es ein Nest der *Formica fusca* oder *rufibarbis*, stürzt sich mit unglaublicher Hast in die Nesteingänge und plündert in wenigen Minuten die ganze Brut der unglücklichen überrumpelten Ameisen, um, mit ihr beladen, wieder nach Hause zu rennen, wo sie die Beute einfach ihren Hilfsameisen hinwirft. Die Beobachtung eines solchen Raubzuges ist wohl das interessanteste zoologische Schauspiel, dem ich je beigewohnt habe. Ich habe sie im Kanton Waadt massenhaft beobachtet und Statistiken über die Zahl der Raubzüge, der Raubsoldaten und der geraubten Nester geführt. Die Amazonen-Ameise ist von ihren Hilfsameisen vollständig abhängig. Ihre ganze eigene Brut wird von ihnen gefüttert und gepflegt. Ja, die Raubameise kann nicht einmal selbst essen und verhungert, wie Huber und ich nachgewiesen haben, neben der reichlichsten Nahrung, wenn ihr diese nicht von den Hilfsameisen in den Mund gegossen wird. Sie ist zwar im Stande, selber zu schlucken, wenn z. B. ihr Mund zufällig in Honig geräth. Aber der Instinkt, selbst zu essen, ist ihr abhanden gekommen.

Die kleine Ameisengattung *Strongylognathus* zeigt, wie aus dem Sklaventraubinstinkt allmählich Schmarogerthum entsteht. In Wallis entdeckte ich 1871 eine neue Art, den *Strongylognathus Huberi*, und konnte durch ein an Ort und Stelle gemachtes Experiment nachweisen, daß er, ähnlich wie *Polyergus*, rauben kann. Dieses kann aber der häufigere und kleinere *Strongylognathus testaceus* nicht mehr. Dieses kleine und schwache Thierchen, bei dem der Arbeiterstand im Aussterben begriffen ist, zeigt nach meinen Beobachtungen nur noch lächerliche Spuren der Kampfkraft seines Stammes.

genossen. Wasmann hat bewiesen, daß das befruchtete Weibchen dieser Ameise sich in die Nester einer anderen Art, *Tetramorium caespitum*, einschleicht, sich dort neben der Mutter *Tetramorium* von den Arbeitern aufnehmen läßt und neben ihr lebt. Irgend eine Ursache bewirkt, daß von nun an die *Tetramorium* nur noch die Arbeiterlarven ihrer eigenen Art erziehen, während sie die Männchen und Weibchen ihrer eigenen Mutter zu Grunde gehen lassen, dafür aber die ganze kleinere Brut der *Strongylognathus*-Mutter mit aufziehen, vielleicht nur, weil sie weniger Mühe und Arbeit giebt.

Endlich geht das Schmarozertum des ganz arbeiterlos gewordenen *Anergates atratulus* noch weiter. Hier wird das befruchtete Weibchen vom *Tetramorium caespitum* aufgenommen, wobei die eigene Mutter der Kolonie dieser Art auf unerklärliche Weise verschwindet. So lange die vorhandenen Arbeiter leben, wird von ihnen die ganze Brut des *Anergates*-Weibchens, nämlich nur geflügelte Weibchen und ungeflügelte Männchen, gepflegt und gefüttert. Die *Tetramorium*-Arbeiter arbeiten nur noch für den Schmarozker.

Eine andere Ameise, der *Formicoxenus nitidulus* Nyl. lebt als kleiner, aber fleißiger geduldeter Gast mit seiner ganzen Brut in den Zwischenräumen der Nester der Waldameise. Der nordische *Tomagnathus sublevis* bringt dagegen nach Adlerz als brutaler ungebetener Gast in das Nest einer schwächeren Ameise (*Leptothorax acervorum*) ein und drängt diesen Thieren seine Brut auf, während er sich selbst obendrein faul und bequem von ihnen gepflegt läßt.

Die winzige, aber kriegerische *Solenopsis fugax* lebt in ganz feinen Zimmern und Kanälen, die sie sich in den Zwischenwandungen der Nester größerer Ameisen eingräbt; aber sie lebt da als Feind, Räuber und Dieb, indem sie sich unter die Brut der großen Art einschleicht und diese frisst. Seit meiner hierauf bezüglichen ersten Ameisenpublikation im Jahre 1869 hat sich herausgestellt, daß diese Lebensweise bei einer großen Gruppe der *Solenopsis*-arten und verwandten Gattungen, wie *Aeromyrma*, einzelnen *Monomorium*-Arten u. s. w. vorkommt, die alle auf solche Weise kleine, in den Wänden der Nester größerer Arten versteckte Räuber darstellen. Dieses Verhältniß haben wir mit dem Ausdruck Doppelnester oder zusammengesetzte Nester bezeichnet. Es zeigt Uebergänge zum einfachen Nebeneinander- oder Zwein- andergreifen von Nachbarnestern feindlicher Ameisenkolonien, das oft unter Steinen u. s. w. gefunden wird.

Im columbischen Urwald habe ich 1896 ein ganz neues, bisher unbekanntes Verhältniß von zwei Ameisenkolonien entdeckt, das man *Parabiose* nennen kann. Ein kleiner *Dolichoderus* und ein noch kleinerer *Cremastogaster*, beide tief schwarz und glänzend, leben meistens — nicht immer — so neben einander: sie bewohnen das selbe, offenbar von ihnen geraubte Nest eines Baumtermiten. Die Hohlräume und Gänge stehen alle in offener Verbindung, werden aber

in einem für das menschliche Auge kaum entwirrbaren Durcheinander von beiden Ameisenarten bewohnt. So viel aber steht fest, daß die beiden Arten sich dennoch nicht mischen. Jede von ihnen bewohnt bestimmte Zimmer und Gänge und besorgt nur ihre eigene Brut, trotz der offenen Kommunikation. Aber es herrscht Friede, niemals Krieg. In gemeinschaftlichen Zügen verlassen beide Arten das Nest, um auf Pflanzen und Bäumen Nahrung zu suchen, jedoch nur bis zu den Stellen, wo die Endziele von einander weichen; dann trennen sie sich und jede Art geht zu ihrem Spezialziel (Schildläuse oder Blumen). Es ist also ein friedliches Nebeneinander ohne Mischung. Das Gastverhältniß könnte man Xenobiose, das Hilfsameisenverhältniß Boethobiose nennen. Diese Ausdrücke würden nicht nur für die Ameisen, sondern auch für homologe Verhältnisse anderer Thiere passen.

Außer den genannten Raubzügen und anderen Verhältnissen bekriegen sich die Ameisenkolonien, auch solche der selben Art, meistens um der Nahrungsquellen willen. Wir Menschen halten uns für die Herren der Welt. Das thun offenbar auch die Ameisen in ihrer kleinen Welt, denn jede Kolonie hält ein gewisses Gebiet um ihr Nest herum für ihr Eigenthum. Dieses Gebiet umfaßt Bäume, Pflanzen, Grund und Boden; wer es betritt, wird angegriffen und, wenn möglich, niedergemacht. So entstehen die Kriege zwischen angrenzenden Kolonien, Kriege, die oft bis zur Vernichtung des schwächeren Theiles geführt werden. Für den Sieg sind vor Allem Zahl und Muth der Kriegführenden oder auch gewisse Waffen, wie Stachel und Giftblase, Körperhärte, Geschwindigkeit, harzige Analdrüsensekrete, mit denen gespeißt wird, oder auch gewisse Kampfstücke, wie z. B. beim *Polyergus* das Durchbohren des Gehirnes des Feindes, bei der *Formica exsecta* das Absägen seines Halses und Aehnliches, entscheidend. Die kleineren Sorten pflegen die Beine der größeren zu packen, sie auf diese Weise festzuhalten und schließlich durch die Zahl ihrer Stiche oder Bisse zu töten, während die Großen die Kleinen mit ihren Kiefern zerschneiden oder zerdrücken. Ganze Ketten von Kämpfenden bilden sich, von denen oft wenige den Kampf überleben. Langsam gewinnt der Sieger an Terrain, bis der Feind entweder flieht oder schließlich im eigenen Nest umzingelt, verjagt oder sammt Brut ganz vertilgt wird. Neben solchen größeren Kriegen, die oft Tage und Wochen lang dauern, giebt es unzählige Grenzscharmängel, besonders um den Besitz von Blattläusen.

Doch nicht nur Worden und Kriegsführen, — nein: auch Frieden schließen können die Ameisen. Das geschieht nicht nur dadurch, daß zwei erschöpfte Kolonien oft den Kampf aufgeben und ein gewisses Grenzgebiet meiden, sondern auch in gewissen seltenen Fällen durch Bündniß und Verschmelzung. Ich habe Das experimentell hervorgerufen, indem ich aus verschiedenen Kolonien der Waldameise größere Nesttheile sammt Bewohnern mischte

oder wenigstens neben einander stellte, aber an einen ganz fremden Ort, wo sie gezwungen waren, ein neues Nest zu bauen. Die Noth und die Gelegenheit, das gemeinsame Bedürfnis nach Nahrung und Wohnung ließen die Kampflust zurücktreten. Nach meist unbedeutenden Drohungen, Sticheleien und schwachen Kampfversuchen fingen die Ameisen an, gemeinsam zu arbeiten, und bildeten im Verlauf von einem bis zwei Tagen eine einzige, einträchtige Kolonie. Bringt man dagegen eine Partie einer Kolonie in die Nähe des Nestes einer anderen, so wird sie in die Flucht gejagt und oft vernichtet. Einmal (1871) schüttelte ich sogar die Bewohner von zwei Kolonien sehr feindsüchtiger verschiedener Arten (*Formica sanguinea* und *pratensis*) in einen Sack zusammen und ließ sie eine Stunde lang zappeln, um sie dann mit einem künstlichen Glasnest in Verbindung zu setzen. Kämpfend und ringend, in Aufregung und totaler Verwirrung, gelangten die Ameisen in das Glasnest, wohin sie ihre Puppen trugen. Doch die Noth machte den Kampf allmählich flauer. Am anderen Tage hatten sich zwar einige Hundert getödtet; die überlebenden fingen aber an — obwohl noch mißtrauisch und drohend —, zusammen zu arbeiten. Einige blieben länger streitsüchtig. Nach fünf Tagen war das Bündniß vollständig. Nach zehn Tagen ließ ich sie auf einer Wiese frei, wo sie ein gemeinsames Nest bauten und fortan in ungetrübter Freundschaft lebten. Als ich jedoch aus dem Ursprungsnest der *pratensis* ein paar davon zu den neuen Verbündeten brachte, wurden die Ankömmlinge zwar von ihren ehemaligen Schwestern freundlichst empfangen, von den *sanguinea* aber wüthend angegriffen, mißhandelt und zum Theil getödtet. Dieser Fall ist sehr lehrreich und beweist, daß die *sanguinea* nur mit der einen bestimmten Schaar von *pratensis* Freundschaft geschlossen hatten und sie von ihren ihnen noch unbekanntem Geschwistern zu unterscheiden vermochten.

Das instinktive Pflichtgefühl der Arbeiterameisen habe ich so illustriert. Einen Meter weit von einem Nest der *Formica pratensis* legte ich eine starke Abtheilung einer fremden Kolonie. Diese ging zum Angriff über und bald entstand eine große Schlacht, die einige Stunden dauerte und an tausend Todesfälle zur Folge hatte. Während die Nestbewohner zur Vertheidigung ihres Heimes hinausströmten, schüttete ich Honig ganz in die Nähe der zum Kampf eilenden Nestbewohner. Unter gewöhnlichen Umständen wäre der Honig bald schwarz von Ameisen geworden. Doch nippten die vorbeilaufenden Arbeiter nur eine oder einige Sekunden daran, ließen sich nicht weiter versuchen und eilten zum Kampf — in der Regel zum Tode —, obwohl es bei Ameisen kein Strafrecht und kein Kriegsgericht giebt. Wer feig oder egoistisch handeln will, kann es unbehelligt thun. Aber die Ameise kann nicht antisozial wollen, — und darin liegt das Geheimniß ihres Sozialismus. Im Kampf der individuellen gegen die sozialen Instinkte und Triebe pflegen diese meistens

die Oberhand zu gewinnen. Immerhin giebt es kurze Unschliffigkeiten, die recht lehrreich zu beobachten sind.

Wie schon gesagt, verwirklicht der Ameisenstaat das reinste Ideal unserer modernen Anarchisten: keine Regierung, kein König, keine Gesetze, keine Bureaucratie, keine Behörden. Niemand kommandirt, Niemand gehorcht. Selbst die sogenannten Sklaven sind völlig frei und arbeiten freiwillig, aus Instinkt. Also absolute Freiheit bei absoluter Solidarität. Wenn ein Arbeiter faulenzgen will, wird er dennoch gepflegt (man sieht es bei der Amazonenameise, die ja von ihren sogenannten „Sklaven“ total abhängig ist). Aber dieses Faulenzgen kommt nicht vor, außer bei den Sklavenameisen und den Schmarogerarten. Es giebt also gar keine „Kratie“, keine Parteien, keine Bürgerkriege, keine Verbrechen, wenigstens fast nie (allerdings auch keinen Alkoholgenuß), höchstens ab und zu individuelle Differenzen, die aber fast immer nur ganz kurz und unbedeutend sind.^{*)} Und dennoch besteht dabei die prachtvollste Ordnung, ja, ein wunderbares Geschick, in der denkbar schlimmsten, verwirrtesten Lage in kurzer Zeit durch einträchtige rastlose Arbeit Ordnung zu schaffen. So z. B., wenn man ein Ameisennest brutal zertrümmert, alle Bewohner in einen Sack und dann in eine ihnen ganz unbekannte Gegend wirft. Rasch wird rekonstruiert, die Brut gesammelt, ein Nestplatz gefunden, die Feinde werden bekämpft, das Nest gebaut, Blattläuse gezüchtet u. s. w.

Die wunderbaren und mannichfaltigen sozialen Instinkte der Ameisen haben vielfach ganz irrige Ansichten hervorgerufen und zu einer Art Ver menschlichung der Ameisenseele geführt. In Wahrheit giebt es freilich der Analogien und Verührungspunkte genug zwischen Ameisen- und Menschengesellschaft: Sklaverei, Viehzucht, Gartenbau, Krieg und Bündnisse. Das sind Konvergenzerscheinungen, deren komplizierter Zusammenhang in beiden Fällen (Ameise und Mensch) durch das Faktum der sozialen Gemeinschaft lebender Gehirne hervorgerufen wird. Der Hauptunterschied liegt dagegen in dem ersten Automatismus des Instinktes bei der Ameise im Gegensatz zur ungeheuren individuellen Plastizität des menschlichen Gehirnes. Fragt man, wie es kommt, daß ein stecknadelkopfgroßes Ameisengehirn (das wunder-

*) Einen Ausnahmefall habe ich freilich in meinen „Fourmis de la Suisse“ beschrieben: Eine gemischte Kolonie der Amazonenameise litt in Folge langer Trockenheit an Nahrungsmangel. Nun sah ich einige von Amazonen um Nahrung angebettelte Hilfsameisen (Sklaven) ärgerlich werden, ihre „Herren“ beißen und sie schließlich möglichst weit wegtragen und wegwerfen. Die harten Amazonen ließen sich Alles gefallen, kamen aber stets sofort wieder heim. Dieser Sisyphusarbeit überdrüssig, fing nun eine Hilfsameise an, eine Amazone so zu beißen, daß diese die Geduld verlor, das Gehirn der „Sklavin“ durchbohrte und sie dadurch tötete. Diese Thatsache ist von dem berühmten Kriminalanthropologen Lombroso citirt und als Ameisenverbrechen angesehen worden.

barste Substanzatom der Welt nannte es Charles Darwin) scheinbar so komplizierte Dinge leistet wie das 2 $\frac{1}{2}$ bis 3 $\frac{1}{4}$ Pfund schwere Menschenhirn, so müssen wir die Rehrseite der Sache betrachten, nämlich die ungeheure Beschränktheit einer Ameise, sobald sie Etwas thun soll, das nicht in ihrem erbten Instinkt liegt. Wir sehen die so kompliziert raubende Amazonenameise neben reichlicher Nahrung verhungern, weil sie den Instinkt, selbst zu essen, nicht mehr hat. Jede Art hat ihre besonderen Künste, aber nur diese, und sie erfindet nie etwas Anderes. Einigermassen, und besser als andere Insekten, weiß sich allerdings die Ameise neuen Umständen anzupassen, da ihr Gehirn etwas größer ist, aber doch nur in sehr beschränktem Maße. In ihrem Leben lernt eine Ameise außer einer gewissen Ortskenntnis und der Fähigkeit, andere Ameisen zu unterscheiden, fast nichts; sie weiß kurz nach ihrem Ausschlüpfen aus der Puppe, angeboren und erbt, Alles, was sie auch später weiß, während Säugethiere und schon Vögel Vieles lernen können. Daraus folgt, daß solche Geistes-, d. h. Gehirnthätigkeiten, die einseitig kompliziert, in ihrem ganzen Mechanismus im Gehirn fixirt und erbt vorliegen, viel weniger Gehirnelemente erfordern als die Fähigkeit, individuell zu lernen, zu kombiniren, sich anzupassen, neue Thätigkeiten einzüben und diese durch Übung sekundär automatisch werden zu lassen. Diese Fähigkeit, die man plastisch, im Gegensatz zum Automatismus des Instinktes, nennen kann, zeichnet vor Allem das Menschengehirn aus, obwohl auch wir selbst viel mehr vererbt denken, fühlen und handeln, als wir glauben. Doch giebt es keinen eigentlichen Gegensatz zwischen dem Instinkt und der Plastizität der Vernunft. Es giebt vielmehr tausende von Uebergängen, so besonders die sogenannten erblichen Anlagen, die sozusagen im Keim vorhandene, aber nicht fertig ausgebildete Instinkte darstellen und z. B. einen Mozart oder Koszalksi, die als Kinder schon Virtuosen werden konnten, von einem unmusikatischen Menschen unterscheiden, an dem alle Lehrer sich vergebens Jahre lang abmühen.

Die Thiere mit komplizirten, hohen Instinkten sind deshalb durchaus nicht dümmer als solche, die nur geringe Instinkte haben. Es handelt sich nur um zwei verschiedene Modalitäten der Gehirnthätigkeit, die neben einander in verschiedener Höhe einhergehen können, ohne sich gegenseitig auszuschließen. Wie ich schon vor vierundzwanzig Jahren schrieb, lehrt uns ferner der Ameisenstaat, daß der soziale Menschenstaat nicht nach Ameisenvorbild eingerichtet werden kann. Der Mensch hat dafür zu wenig und zu viel. Es fehlen ihm der geschlechtlose Arbeiter, der soziale Vormagen und vor Allem der hohe soziale Instinkt, der ohne jeden Gesetzeszwang lieber für die Gemeinschaft als für sich selbst arbeitet. Dafür kann er in seinem mächtigen Gehirn eine Welt von plastischen Vorstellungen aufnehmen, verarbeiten und kombiniren, was die kleine Ameise in ihrem automatisch einseitigen, wenn auch überaus fein

gebauten und ausgenutzten Gehirnen nicht kann. Das großartig entwickelte Menschenhirn enthält eine Unzahl plastischer, entwickelungsfähiger Potenzen als Anlagen, die zwar mit überwältigend starken, ererbten, egoistischen Raubthierinstinkten und Leidenschaften verbunden, jedoch ungeheuer mannichfaltig durch Zuchtwahl und Anpassung beeinflusbar sind. In ein einziges kollektivistisches oder anarchistisches Dogma läßt sich der Mensch und sein Gehirn nicht einzwängen, denn übermächtige Triebfedern führen ihn mit Gewalt zu einer höheren, im Voraus nicht bestimmbar en Evolution. Wir können immerhin, besonders durch die Geschichte, die Ethnologie, die Psychiatrie, die menschliche und thierische Psychologie, verbunden mit der Anatomie und Physiologie des Gehirnes, die Gesetze jener psychischen Evolution einigermaßen erkennen und negativ wenigstens Das, was sie stört und hemmt, wie den Opiumgenuß, den Alkoholgenuß und andere Entartungsräucher, aus dem Wege räumen, positiv aber die tüchtigen Keime auf Kosten der untüchtigen zu vermehren suchen. Leider arbeitet den höheren Erkenntnisfähigkeiten des Menschen bekanntlich die Bornirtheit des Vorurtheiles beständig entgegen, so daß der Sieg der Wahrheit nicht leicht ist.

Trotz der Verschiedenheit ihrer Körperorganisation und Größe von der unserigen, trotz ihrer relativ niedrigen Stellung in der Thierreihe sind die Ameisen in ihrer sozialen Biologie und Psychologie ein höchst wertvolles und interessantes Vergleichsobjekt der lebenden Naturwelt sowohl für die sozialen Verhältnisse des Menschen wie für die menschliche Psychologie überhaupt. Sie beweisen, wie die ewigen, göttlichen Naturpotenzen, sowohl die der Lebewesen als deren Relationen unter einander, die als physikalisch-chemische Kräfte der unorganischen Natur bezeichnet werden, gleiche oder ähnliche Erscheinungen auf ganz verschiedenen Wegen produziren. Sind doch Sklaverei, Viehzucht und Gartenbau von den Ameisen getrieben worden, lange bevor es Menschen auf der Erde gab. Die Ameisen haben aber diese Künste höchst wahrscheinlich auf dem Wege der Zuchtwahl automatisch im Lauf unzähliger Generationen mit Hilfe ererbter Kombinationen erworben, ohne daß je eine Ameise individuell die Zweckmäßigkeit der Sache überschaut hätte. Der Mensch dagegen erfindet individuell, mit Hilfe der unzähligen plastischen Reizkombinationen seines mächtigen Gehirnes, und zwar erfindet er sehr oft individuell Dinge, die schon längst von anderen Naturkräften oder Lebewesen vor ihm zu Stande gebracht worden waren. In den Sprüchen Salomonis 6, 8 u. ff. heißt es: „Gehe hin zur Ameise, Du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne. Ob sie wohl keinen Fürsten, noch Hauptmann, noch Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brot im Sommer und sammelt ihre Speise in der Ernte.“ Ich füge hinzu: sie giebt dem Menschen die sozialen Lehren der Arbeit, der Eintracht, des Muthes, der Aufopferung und des Gemeinnes.

Der österreichisch-ungarische Ausgleich.*)

Österreich und Ungarn sind zwei verschiedene Staaten, die außer dem gemeinsamen Herrscherhause eine gemeinsame Armee, eine gemeinsame Vertretung nach außen, ein gemeinsames Geldwesen und ein gemeinsames Zollgebiet besitzen. Durch das Zoll- und Handelsbündniß wurde die gleichartige Regelung und die gegenseitige Rücksichtnahme in Bezug auf eine Reihe von wirthschaftlichen Materien, insbesondere das Verkehrs- und die Verzehrungssteuern, festgesetzt. Diese Gemeinsamkeit ist jedoch nur für einen Theil der genannten Angelegenheiten durch das österreichisch-ungarische Staatsrecht für immer festgelegt, während ein anderer Theil von Zeit zu Zeit einer gesetzlichen Neuregelung in beiden Staaten unterzogen werden muß. Dazu gehört das Geldwesen und insbesondere die Ertheilung des Privilegiums an die österreichisch-ungarische Bank; das gemeinsame Zoll- und Handelsgebiet; die Grundsätze der Verzehrungssteuer-Gesetzgebung; und vor Allem die Bestimmungen über die Antheilnahme beider Staaten an den Kosten der gemeinsamen Armee, der Vertretung nach außen und der gemeinsamen Ministerien. Diese von Zeit zu Zeit vorzunehmende Neuregelung nennt man den ungarischen Ausgleich, der traditionell auf Zeiträume von je zehn Jahren geschlossen wurde. Die Geltungsdauer des letzten Ausgleiches lief am ein- unddreißigsten Dezember 1897 ab und wurde in Folge der bekannten parlamentarischen und außerparlamentarischen Wirren nur provisorisch bis zum Ende des laufenden Jahres verlängert.

Die österreichisch-ungarische Monarchie ist ein sehr komplizirtes Gebilde, das in Bezug auf Dinge, die man ohne Uebertreibung als Staatsnothwendigkeiten allerersten Ranges bezeichnen kann, in der Luft hängt. Die Beitragsleistungen zur Armee und zur auswärtigen Vertretung, die Regelung des Geldwesens, der Umfang des Zollgebietes: Das sind Dinge, die in einem modernen Staat in dauernder und organischer Weise sichergestellt sein müssen. In Oesterreich fehlt diese Sicherheit. Hier unterliegen sie

*) Herr Dr. Otto Veser, der Abgeordnete für Brünn, ist durch die zwölfstündige Rede, die er in der berühmten Nachsitzung (28./29. Oktober 1897) des österreichischen Reichsrathes hielt, allgemein bekannt geworden. Er hat damals gezeigt, wie man eine verständige und anständige Obstruktion treiben soll, und seine — nicht etwa nur durch die Ausdauer der Nerven und der Lunge ausgezeichnete — Leistung hat selbst den Gegnern Achtung abgewonnen. Es wird deutsche Leser interessieren, die Ansichten des Sekretärs der brünner Handelskammer, der so geschickt und so wirksam in den Kampf der Deutschen Oesterreichs eingegriffen hat, über ein Thema kennen zu lernen, das er schon in seiner Obstruktionsrede behandelt hat und das auch dem Ministerium Thun noch die wichtigste, drängendste Aufgabe stellt.

einer alle zehn Jahre sich erneuernden vertragsmäßigen und parlamentarischen Regelung. Dabei kommen als Mitwirkende in Betracht: die beiden Parlamente, die beiden Regierungen und die Bank. Was liegt näher, als daß jeder dieser Faktoren die vertragsmäßige Neuregelung zu benutzen trachtet, um für sich möglichst günstige Vertragsbestimmungen herauszuschlagen? Die Regierungen, um neue Steuern bewilligt zu erhalten; die Bank, um das Banknotenprivilegium möglichst billig einzukaufen; und die Parlamente, um für die von ihnen vertretenen Völker möglichst große Vortheile zu erreichen.

Die Ehe zwischen Oesterreich und Ungarn ist ohne Zweifel dem ungarischen Gatten sehr gut bekommen. Man braucht nicht zu den leichtgläubigen oder bezahlten Lobrednern Ungarns zu gehören, um einzugestehen, daß die transleithanische Reichshälfte in den dreißig Jahren des Dualismus in wirtschaftlicher Beziehung einen ungeahnten Aufschwung genommen hat. Der Grundcharakter der ungarischen Volkswirtschaft ist agrarisch. Ungarn besitzt in Oesterreich, das zum Theil von einer dicht gedrängten Industriebevölkerung bewohnt wird, für seine landwirtschaftlichen Produkte ein zollgeschütztes Absatzgebiet. Auch der Handelspolitik der Monarchie wurde eine agrarische Richtung gegeben. Die seit Jahrhunderten gepflegten Exportbeziehungen nach dem Balkan wurden von Ungarn wiederholt, oft in brutaler Weise, dadurch gestört, daß die Viehimporte aus den Balkanländern unter veterinären Vorwänden übert worden, was dann natürlich Gegenmaßregeln der betroffenen Staaten gegen den österreichischen Industrieexport zur Folge hatte. Die berühmten Dezemberverträge sind, wie offen eingestanden wird, zu Gunsten des landwirtschaftlichen Exportes unserer Monarchie, also in erster Linie zu Gunsten Ungarns, geschlossen worden. Die Bestrebungen, der österreichisch-ungarischen Industrie einen Zollschutz angeheihen zu lassen, wie ihn andere Kontinentalstaaten, namentlich Deutschland und Frankreich, besitzen, fanden in Ungarn einen harten und schließlich siegreichen Widerstand, da man jenseits der Leitha in der Frage der Industriezölle doch nur den Konsumentenstandpunkt vertrat. Der Zinsfuß der österreichisch-ungarischen Bank ist für die wirtschaftlichen Verhältnisse Oesterreichens zu hoch, für die Ungarns zu niedrig. Das haben zwei den Lesern dieser Zeitschrift als Mitarbeiter bekannte Männer, Dr. Rudolf Meyer und der jetzige österreichische Finanzminister Dr. Joseph Kaizl, überzeugend nachgewiesen. Die Folge des hohen Bankzinsfußes besteht für den österreichischen Kaufmann darin, daß er mit seinem Kreditbedürfniß entweder nach Deutschland gravitiren muß oder daß er es überhaupt nicht in einer rationellen Weise befriedigen kann. Der ungarischen Volkswirtschaft ist aber der für die dortigen Verhältnisse niedrige Zinsfuß ein außerordentlicher Ansporn und Vortheil. Daher ist Ungarn an dem Écompte der Bank mit einer verhältnismäßig höheren Ziffer theilhaftig

als Eisleithanien; eben so hat sich im Hypothekengeschäft der Bank die Antheilnahme Oesterreichs auf einen ziemlich unbedeutenden Bruchtheil reduziert.

Die ungarische Regierung huldigt dem Colbertismus. Sie gewährt neuen Industrien sehr namhafte Begünstigungen materieller und auch moralischer Art. Steuer- und Gebührenbefreiungen, Zollbefreiungen, Tarifherabsetzungen und Refaktien, Grundschenkungen, Adelsverleihungen gehören in dieses Kapitel. Wo immer der Staat oder die Städte oder sonstige offizielle Körperschaften auf den Konsum einen Einfluß haben, wird ein Hochdruck dahin ausgeübt, daß nur ungarische Industrieprodukte verwendet werden. Trotz den Bestimmungen des Zoll- und Handelsbündnisses ist der Oesterreicher von Lieferungen nahezu ganz ausgeschlossen. Ungarn scheut sich aber auch nicht, wenn es der Vortheil seiner Volkswirtschaft erheischt, die geschlossenen Verträge zu mißachten. Das klassische Beispiel hierfür ist der Mahloverkehr. Er besteht in dem Rückerfaz des für ausländisches Getreide erlegten Zolles bei der Ausfuhr des daraus erzeugten Mehles. Obwohl nach dem Zollgesetz solche Zollrestititionen nur bei den Waaren gewährt werden dürfen, bei denen ein Identitätsnachweis möglich ist, und obwohl dieser Identitätsnachweis zwischen Frucht und Mehl absolut nicht erbracht werden kann, wurde den pester Mühlen die Zollrückvergütung in ungeheurem Ausmaß gewährt, wobei noch alle möglichen offenen und geheimen Extraprofite hinzukamen. Dank dieser enormen Prämie und einer rücksichtslosen Eisenbahntarispolitik hat die ungarische Mühlenindustrie die österreichische nahezu erschlagen. Ein anderes Beispiel von der constanten Art der ungarischen Vertragsauslegung bietet die Transportsteuer, die von der österreichischen Donauschiffahrt, entgegen den Bestimmungen der Donauakte, erhoben wird.

Ungarn ist Oesterreich in politischer Beziehung weit überlegen. Sein Einfluß ist für die Richtung der gesammten Monarchie tonangebend. Pester Blätter sprechen ganz offen von der Superiorität Ungarns. Selbst der Deutsche Kaiser hat in seinem bekannten Toast sich mit dieser Thatsache abgefunden. Und doch leben die Ungarn, wie in wirthschaftlicher Beziehung, so auch in politischer nur von Oesterreich. Der Sohn des Grafen Julius Andrássy hat Das in seinem ungefähr vor einem Jahre erschienenen Buch über den ungarischen Ausgleich insofern anerkannt, als er meinte, Ungarn würde ohne Oesterreich nur die politische Rolle eines Balkanstaates spielen. Die Vortheile, die Ungarn aus dem Dualismus zieht, sind also ungeheure. Dem gegenüber ist der Nutzen Oesterreichs ein geringer. Er besteht eigentlich nur in dem Zollschutz, den die österreichische Industrie auf dem ungarischen Markt findet. Wie groß dieser Export Oesterreichs ist, darüber giebt es — Das ist charakteristisch — keine verlässlichen Ziffern. Ich habe mit kenntnißreichen Fachmännern die brünner Industrie durchgenommen und wir gelangten zu einem Export Brünns

nach Ungarn im Werthe von sechs Millionen Gulden. Ich glaube nicht, daß Cisleithanien nach Ungarn für mehr als zweihundert Millionen Gulden exportirt. Würde das österreichische Zoll- und Handelsbündniß nicht wieder erneuert, dann würde Ungarn einen autonomen Zolltarif einführen. Oesterreich könnte dann durch Gewährung einer Ausfuhrprämie auf seinen ungarischen Export in der durchschnittlichen Höhe der Tariffäße des heutigen autonomen österreichisch-ungarischen Zolltarifes, also von fünfzehn Prozent ad valorem, den autonomen ungarischen Zolltarif vollständig paralyisiren. Es hätte freie Hand für die Fortsetzung seiner industriellen Schutzpolitik, für eine industriefreundliche Entwicklung seiner Handelspolitik, insbesondere in der Richtung nach dem Balkan. Es könnte seine Landwirtschaft von der übermächtigen Konkurrenz Ungarns befreien und es könnte seine Volkswirtschaft endlich in den Genuß eines entsprechend niedrigen Bankzinsfußes bringen. Die Kosten dieser Ausfuhrprämie würden keine dreißig Millionen Gulden im Jahr ausmachen, eine Summe, die sich leicht ersparen läßt, wenn die Beitragsleistung Oesterreichs und Ungarns für die gemeinsame Armee und die Vertretung nach außen auf dem Fuß der Parität geregelt würde. Bekanntlich trägt Oesterreich heute dazu siebenzig Prozent und Ungarn nur dreißig Prozent bei, wobei zudem ein Oesterreich um mindestens 6,5 Millionen Gulden in Gold benachtheiligender Modus betreffend die Auftheilung der gemeinsamen Zolleinnahmen geübt wird.

Die historische Entwicklung belehrt uns Oesterreicher außerdem, daß Ungarn sich immer mehr aus dem Bündniß mit uns loszumachen sucht. Die einst gemeinsame Schifffahrt, der einst gemeinsame gewerbliche Rechtsschutz sind längst getrennt. Wo Ungarn des österreichischen Geldes und der österreichischen Produktion nicht mehr bedarf, da wird einfach ein Kiesel vorgeschoben. In Oesterreich giebt es keinen Menschen, der nicht davon überzeugt wäre, daß Ungarn weder die gemeinsame Bank noch das gemeinsame Zollgebiet auch nur einen Tag länger dulden wird, als es für Ungarn nothwendig und nützlich ist. Namentlich die Emancipation von der Konkurrenz der österreichischen Industrie ist ein Ziel, dem Ungarn rastlos und mit allen Mitteln zustrebt. Oesterreich muß deshalb mit der außerordentlich großen Wahrscheinlichkeit rechnen, daß die Gemeinsamkeit des Zollgebietes im besten Falle überhaupt nur noch auf die Dauer des nächsten Ausgleiches — also voraussichtlich auf zehn Jahre — zu retten ist. Nach Ablauf dieses Ausgleiches müßte sich die österreichische Industrie unter allen Umständen mit einem autonomen ungarischen Zolltarif zurechtfinden.

Die Erkenntniß der schweren Benachtheiligung, die Oesterreich durch sein wirtschaftliches Bündniß mit Ungarn erleidet, ist allgemein verbreitet. Selbst jene Industriellen, denen heute noch der Export nach Ungarn zu Gute

kommt, geben zu, daß dieser Export sehr theuer erkauft ist. Die natürlichen Feinde des Ausgleiches sind die Agrarier, die bekanntlich im österreichischen Abgeordnetenhause überwiegen. Hinzu kommt noch ein großes Maß von nationaler, sozialer und religiöser Feindschaft, die im Laufe der Jahrzehnte sich gegen den heutigen Magnatenstaat aufgehäuft hat. Es ist fürwahr keine leichte Aufgabe, das österreichische Abgeordnetenhaus für die Erneuerung des ungarischen Ausgleiches zu gewinnen. Graf Badeni und sein konnationaler Finanzminister haben diese Schwierigkeiten unterschätzt. Sie haben den Ungarn und der Bank neue Konzessionen gemacht und wollten nebenbei für den Fiskus eine neuerliche Erhöhung der verhassten Verzehrunststeuern auf Bier, Branntwein, Petroleum und Zucker erzielen. Sie rechneten auf die Uneinigkeit der österreichischen Parteien; sie erkaufte die Stimmen der Czechen durch die Sprachverordnungen und glaubten nun den Reichsrath genügend präparirt, um auch einen der österreichischen Volkswirtschaft höchst schädlichen Ausgleich zu schluden. Es ist anders gekommen. Aber per tot discrimina rerum ist der Ausgleich noch immer nicht erledigt. Badeni und Bilinski haben den Karren gründlich verfahren und die Aufgabe des Ministeriums Thun, diesen Karren wieder flott zu machen, ist keine beneidenswerthe.

Nach zwei Wegen kann ihn der neue Ministerpräsident lenken. Er kann die alte Straße Taaffes und Badenis ziehen, die mit den Trümmern österreichischer Ueberlieferungen besät ist. Er kann den Ungarn alle Vortheile gewähren und die Annahme dieses ungünstigen Ausgleichswerkes im Reichsrath durch politische und nationale Konzessionen erkaufen. Er kann aber auch seine Thatkraft und Entschlossenheit gegen Ungarn kehren. Er kann dem österreichischen Abgeordnetenhause einen Vertrag vorlegen, der der österreichischen Volkswirtschaft bedeutend günstiger wäre als jener der Compagnie Badeni-Bilinski. Badenis Ausgleichswerk wäre eine vortreffliche Folie, von der sich jede, selbst unbedeutende Besserung außerordentlich vortheilhaft abhabe. Das Alles kann Graf Thun. Aber einen schlechten Ausgleich machen und ihn, wie es ihm allerhand Bedientenvolk zumuthet, in Oesterreich mit Verfassungsfistruug oder ähnlichen Gewaltmitteln durchsetzen: Das kann er nicht. Es giebt eben Dinge, die man an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr thun kann, so angenehm sich dann auch das Regiren für die in Oesterreich anscheinend allmächtigen Feudaladeligen anließe. Ich gebe zu, daß der Gedanke an die Grenzen seiner Macht für den neuen Ministerpräsidenten, dem man ein starkes Temperament nachrühmt, etwas Unangenehmes haben mag. Aber er wird sich mit ihm befreunden müssen.

Bränn.

Dr. Otto Lecher,

Mitglied des österreichischen Reichsrathes.



Eine deutsche Antwort auf eine dänische Frage.

Die Redaktion der dänischen Zeitung *Nationaltidende* hat an Herrn Geheimrath Adolph Wagner den folgenden Brief gerichtet:

„Hochwohlgeborener Herr Professor!

Die Fragen, welche die öffentliche Meinung in Dänemark in Bewegung setzen, werden ausschließlich durch die Ereignisse im Inlande charakterisirt und nehmen demnach selten das Interesse Europas in Anspruch. Es giebt indessen eine nationale Frage, die über die engen Grenzen unseres Landes hinausreicht; sie betrifft die Verhältnisse, unter denen ein Theil der dänischen Nation im nördlichen Schleswig, das im Jahre 1864 Preußen zufiel, leben muß. Zu verschiedenen Malen hat der dänische Reichstag nachdrücklich die Neutralität Dänemarks in der internationalen Politik behauptet und er ist nicht nur mit den wechselnden Regierungen, sondern auch mit der ganzen Bevölkerung, deren Vertreter er ist, in vollständiger Uebereinstimmung gewesen. Es steht nun hiermit nicht in Widerspruch, wenn die dänische Nation die administrativen Maßregeln der preussischen Regierung gegen die dänischen Schleswiger mit lebhafter Theilnahme verfolgt. Die dänische Sprache, die die Muttersprache der Bevölkerung Nord-Schleswigs ist, wird regelrecht von der Kirche und der Schule ausgeschlossen und die Polizei und die Gerichte gehen so weit, daß sogar der Gebrauch der uralten Benennung Nord-Schleswigs „Sønderjylland“ (Süd-Fütland) verboten ist. Das Dasein wird schwerer für die Bevölkerung dieser Gegenden, die unstreitig Dänen sind von Geburt und der Sprache nach, von Herzen und von Ueberzeugung. Diese Verhältnisse haben aber nicht nur Einfluß auf die Bevölkerung Nord-Schleswigs; ein Volk, so klein wie das dänische, muß es als einen ersten Verlust empfinden, daß einem großen und tüchtigen Theil seiner Söhne eine fremde Kultur, welche die dänischen Schleswiger an der Theilnahme an dem dänischen Geistesleben hindert, aufgedrängt wird.

Die öffentliche Meinung in Dänemark ist gerade in der letzten Zeit von diesen wichtigen Verhältnissen beansprucht gewesen. Weit davon entfernt, die Frage der Zurückgabe Schleswigs aufzuwerfen zu wollen, und indem wir uns unbedingt den oft wiederholten Neutralitätserklärungen anschließen, hat unser Blatt gewünscht, eine Untersuchung der Anschauungen, die eine Reihe bedeutender und sehr angesehener Männer über die Stellung der dänischen Schleswiger gegenüber der preussischen Administration hegen, vorzunehmen, um dadurch die öffentliche Meinung in Dänemark über die Gesinnung des großen, mächtigen Europas gegenüber dem Kampfe unserer nordschleswigschen Landsleute für ihre Muttersprache aufzuklären und zu leiten. In dieser Angelegenheit erlaubt die Redaktion sich ergebenst, sich gerade an Sie, Herr Professor, zu wenden, dessen Name in Dänemark gekannt und geehrt ist, indem wir Sie ersuchen, folgende zwei Fragen zu beantworten, die wir Ihnen hiermit vorlegen:

1. Ist das Prinzip, wonach die preussische Regierung die dänisch redende Bevölkerung in Nord-Schleswig administriert und wodurch sie der Benutzung der Muttersprache in Kirche und Schule alle Hindernisse in den Weg legt, in Uebereinstimmung mit den humanen und civilisatorischen Grundsätzen für das Staatsleben in der Gegenwart?

2. Werden Ihrer Ansicht nach hierdurch Kulturwerthe vernichtet, die auch außer den Grenzen Schleswigs Bedeutung erlangen könnten?“

Erst auf die zweite Anfrage der Redaktion hat Herr Geheimrath Wagner in einem Brief geantwortet, dessen Original er hier zum ersten Male veröffentlicht:

Gehrter Herr!

Wollen Sie mir ein offenes Wort gestatten? Ich verstehe nicht recht, wie Sie die von Ihnen aufgestellten Fragen an Deutsche richten können. Ich hege mit vielen Landsleuten alle Achtung vor dem tüchtigen kleinen dänischen Volk, begreife, daß diesem die Erinnerungen an die Ereignisse von 1864 noch immer etwas auf der Seele lasten, wünschte, daß die Verstimmungen Ihres Volkes gegen Deutsche und das Deutsche Reich sich allmählich verdröhen und unsere nachbarlich nächsten nördlichen germanischen Vettern sich endlich in die — doch von ihnen eigens verschuldete — durch 1864 geschaffene Lage fänden und mit uns wieder in freundliche politische und Kulturbeziehungen träten.

Aber eine immer wieder neue Anregung der nordschleswigschen Frage ist dafür nicht der richtige Weg. Eine solche Anregung liegt jedoch auch in Ihren Fragestellungen, die jedenfalls meines Erachtens ein Deutscher nicht in der offenbar von Ihnen gewünschten Weise beantworten kann.

Mag sein, daß man 1864 die neue politische Grenze etwas günstiger für Dänemark hätte ziehen und Ihnen so etwa 100 bis 120 000 dänisch sprechende Nordschleswiger hätte lassen können. Das wäre für Preußen und Deutschland keine allzu große Einbuße gewesen. Aber Sie wissen, daß eine reinliche Scheidung nach der Nationalität nicht möglich war. Dänemark muß eben nun einmal die Folgen davon tragen, daß es vor und während des Krieges von 1864 alle ihm günstigeren Vergleichsverhandlungen schroff vereitelt hat.

Nun sind diese Landesetheile einmal mit Preußen und Deutschland verbunden. Wir haben so auch einmal eine Handvoll Fremder unter unserer Herrschaft, wie die 2½ Millionen Polen im Osten und die Viertelmillion Franzosen im Westen, während so viele Millionen Deutsche nach wie vor außerhalb des Reiches wohnen. Das läßt sich nicht ändern. Wir nehmen es hin.

Eine Einmischung in unsere inneren Angelegenheiten können wir uns aber nicht gefallen lassen. Ich kenne nicht jede Einzelheit in der Verwaltung Nordschleswigs, aber im Ganzen, glaube ich, hat die dänische Bevölkerung nicht irgendwie ernstlich sich über zu starke Germanisierungsbestrebungen zu beklagen. Nicht entfernt so wie 1850 bis 1863 die zu drei Vierteln deutsche Bevölkerung Schleswigs und selbst die ganz deutsche Holsteins über Danisirungsbestrebungen. Und doch ist es etwas Anderes, in die Sprach- und Kulturgemeinschaft eines großen Volkes von 70 Millionen als in die eines kleinen Volkes von 2 Millionen hinüber gezogen zu werden.

Ich glaube, daß auch gegenwärtig Dänen, Polen, Franzosen im Deutschen Reich unendlich humaner und duldsamer in Bezug auf ihre Nationalität behandelt werden, als die Dänen 1850 und in den folgenden Jahren die Deutschen in

Schleswig, oder als gegenwärtig die Russen die Deutschen in den baltischen Provinzen, oder „Kulturvölker“ wie Tschechen und Magyaren die Deutschen (Prag! Siebenbürger Sachsen!) in Böhmen und Ungarn behandeln.

Auf eine gewisse Assimilation seiner fremdsprachigen Elemente wird ein Volk wie das deutsche aber gerade im Interesse dieser Elemente hinstreben dürfen. Es kommt auf die Mittel dabei an und die in Schleswig von der preussischen Verwaltung angewandten brauchen, glaube ich, das Licht nicht zu scheuen. Ich erinnere daran, daß zur dänischen Zeit der Ausdruck „Schleswig-Holstein“ schon verpönt war, trotz der uralten, auch staatsrechtlichen — „auf ewig ungetheilt!“ — „up ewig ungedeelt!“ — Verbindung beider Lande, während ich nicht vernommen habe, daß bei uns gegen den — freilich rein politisch-tendenzlösen und meines Wissens früher in Schleswig ungebräuchlichen — Ausdruck „Süd-Jütland“ für das dänische Nordschleswig irgend Strafbestimmungen angewandt seien.

Würde man in Dänemark nicht immer über den Frieden von 1864 hinwegsehen, mit den Franzosen liebäugeln und es ähnlich machen — wenigstens in Worten — wie diese Nation dem Frankfurter Frieden gegenüber, als ob dadurch den von Deutschland in einem diesem aufgedrängten Kriege Besiegten Unrecht geschehen wäre, so würde sich diesseits unserer Grenzen die Bevölkerung auch beruhigen. Anderes habe ich auf Ihre Anfragen nicht zu antworten. Mir die Veröffentlichung dieser Korrespondenz auch in deutschen Blättern vorbehalten, in vorzüglicher Hochachtung

Professor Adolph Wagner.



Spiritus aus Holz?

In Norwegen ist eine Erfindung gemacht worden, von der vorläufig nur die Techniker sprechen, um die sich aber auch unsere Landwirthe bekümmern sollten. Es handelt sich um den Versuch, Spiritus aus Holz herzustellen, und dieser Versuch scheint von Fachleuten sehr ernst genommen zu werden.

Seit die Chemie zur Wissenschaft geworden ist, war bekannt, daß Cellulose, ein Hauptbestandtheil des Holzes, eine der des Zuckers nah verwandte Zusammensetzung hat. Man hat deshalb oft schon versucht, Holz, das billige Material, in Zucker oder wenigstens dem Zucker ähnliche Substanzen umzuwandeln. Der so gewonnene Stoff sollte dann entweder als Zucker selbst verwerthet oder der Gährung unterworfen und so in Alkohol verwandelt werden. So brauchbar aber Cellulose sich für zahllose Bedürfnisse erwies — es sei nur an die Papierfabrikation, an Celluloid, Schießbaumwolle, Pressspahn u. s. w. erinnert —, so fruchtlos blieb bisher das Bemühen, der Gährung zugängliches Material aus Cellulose zu gewinnen

Die ersten Versuche, dieses Ziel zu erreichen, wurden schon in den fünfziger Jahren von Böchamp angestellt. Häufige Wiederholungen hatten sogar zur Errichtung von technischen Betrieben geführt, die aber wieder einschlieften. Seit ungefähr zwanzig Jahren hörte man nichts mehr von der Sache; und da die Chemiker ihre Berufsgeheimnisse sehr ängstlich bewahren, drang über die Details der früheren Versuche wenig in die Oeffentlichkeit. Jetzt hat eine Arbeit von E. Simonson, die vom Polytechnischen Verein in Christiania mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, Aufsehen erregt. In dieser Arbeit soll ausführlich dargelegt und erwiesen sein, daß Spiritus, in nicht schlechter Ausbeute und mit verhältnißmäßig einfachen Mitteln, nicht allein aus Cellulose, sondern fast noch vortheilhafter aus Holz zu gewinnen sei. Interessant ist, daß, wie die Chemiker versichern, die Arbeitmethode des nordischen Erfinders prinzipiell von dem früheren Verfahren nicht abweicht; er soll vielmehr die Methode anwenden, die zur Ueberführung des Holzes in gährungsfähige Substanzen längst vorgeschlagen war. Berühmt wird der ungewöhnliche Fleiß und die zähe Geduld, womit die Versuche ausgeführt wurden, und die systematische Entwicklung der Methode, die den Erfinder schließlich zur vortheilhaftesten Ausbeute bei der „Invertirung“ des Holzes gelangen ließ.

Nach Simonsons Feststellungen wären aus 100 Kilogramm Holz 6,5 Liter absoluten Alkohols zu gewinnen; dabei muß man bedenken, daß Sägespääne, das bei den Versuchen verwandte Material, ungefähr fünfzigmal billiger sind als Kartoffeln, die bekanntlich für das größte Contingent unseres Gährungsgewerbes, die Spiritusfabrikation, verwandt werden. Ich will eine ganz kurze Darstellung der neuen Methode zu geben versuchen. Simonson erhitzt in sogenannten Autoklaven (geschlossenen metallischen Gefäßen) zunächst reine Cellulose und dann gewöhnliches Holz in Form von Sägespänen mit sehr verdünnter Schwefelsäure bis zu einer Temperatur von etwa 150 Grad, bei einem Druck von etwa 10 Atmosphären. Dabei verwandelt sich das Holz zum großen Theil in eine Substanz, die mit dem Traubenzucker große Aehnlichkeit zeigt und einer normal verlaufenden Gährung zugänglich wird. Der schließlich in einer Stärke von 50 Prozent gewonnene Spiritus hatte ohne komplizirte Reinigungsmethode angenehmen Geruch und keinen üblen Geschmack; die Wichtigkeit dieser beiden Umstände kann man nur richtig würdigen, wenn man bedenkt, wie mühsam und kostspielig noch heute die bei der Spiritustraffinirung angewandte Methode ist.

Zehn Jahre war Simonson mit seinen Versuchen beschäftigt. Jetzt soll er bereits für die nächste Zeit eine Publikation über den fabrikmäßigen Betrieb nach seinem Verfahren in Aussicht stellen. Für einen solchen Betrieb müssen also die Aussichten gut sein, sonst würde man gewiß noch warten, statt sofort mit den gemachten Erfahrungen hervorzutreten. Die Lösung solcher Probleme hat schon manche landwirthschaftliche Industrie zu Grunde gerichtet. Ich brauche nur an den Ruin des Krapp-Anbaues durch das Alizarin, an das Sinken der Vanillepreise seit der Einföhrung des Vanilins und an den künstlichen Indigo, der schon heute als völliger Ersatz für das Naturprodukt betrachtet wird, zu erinnern. Diese Neuerungen schädigten weniger deutsche Interessen; Simonsons Erfindung aber könnte große und wichtige Gebiete unserer landwirthschaftlichen Industrie sehr empfindlich treffen. Wird, wie man heute schon annehmen muß, das Ziel erreicht, Spiritus billig aus Sägespänen herzustellen, dann müßte unser Kartoffelbau, so weit er Fabrikation-

zwecken und dabei nicht ausschließlich der Herstellung von Stärke dient, sehr beträchtlich eingeschränkt werden; denn der bei uns fabrizirte Spiritus wird bekanntlich aus Kartoffeln gezogen und der Rath, an deren Stelle künftig Getreide oder Zuckerrüben zu bauen, ist leichter gegeben als in rentirendem Betriebe befolgt.

Man könnte einwenden, über die Herstellung des Spiritus aus Holz fehlten noch genaue Zahlenangaben. Dieser Mangel beseitigt aber nicht die Thatsache, daß die neue Betriebsform weitaus billiger sein wird. Wenn die Landwirtschaft selbst sich der Neuerung bemächtigen wollte, könnte immer nur von großen Unternehmern die Rede sein, die vorzügliche Chemiker heranziehen müßten. Nordamerika, Schweden und andere Länder, die auf Holzexport angewiesen sind, werden sich bemühen, aus der neuen Erfindung Nutzen zu ziehen; bei uns galten Sägespähne bisher nicht viel. Sie werden verfeuert und die Lokomobilfabrikanten machen dafür besondere Heizrichtungen, die dann natürlich kein anderes Material vertragen.

Noch eine andere schmerzliche Ueberraschung könnte dann unseren Landwirthen bevorstehen: die von ihnen so ersehnte Ausbreitung des Spiritusglühlichtes würde sich vollziehen, aber weniger ihnen als den Besitzern großer Waldungen Nutzen bringen. Nur in sehr ausgedehnten Betrieben würde sich die Fabrikation ausreichend verbilligen; vorläufig ist der neue Leuchtstoff zu theuer. Auch regte sich bisher vielfach ein Widerwille dagegen, ein Nahrungsmittel, die Kartoffel, zu verbrennen. Die Petroleumglühlichtlampe hätte manche Vorzüge, z. B. das noch hellere Licht, aber die Handhabung des Spiritusglühlichtes ist einfacher und diese Einfachheit kann entscheidend sein. Man muß bedenken, daß große Kommunen vor der Frage eines solchen Wechsels der Beleuchtungsart stehen, nicht nur Privatleute, denen ihr Petroleumlicht heute vielleicht noch völlig genügt. Billiger würden auch die Spiritusmotoren werden, die einstweilen nur eine große Fabrik in brauchbaren Exemplaren herzustellen vermochte.

Ist gegen die Invasion des neuen Verfahrens nun Etwas zu thun? Wenn Holz oder Sägespähne die Kartoffel aus der Spiritusfabrikation verdrängen, ist der deutschen Landwirthschaft ein sehr wichtiges Gebiet rettungslos verloren und diese Entwicklung würde zu Zusammenbrüchen führen, die man sich heute am Liebsten nicht ausmalen mag, denen aber, wenn es überhaupt möglich ist, nicht früh genug vorgebeugt werden kann. Eine Erhöhung des Einfuhrzolles auf fremdes Holz würde kaum nützen, da, wie ich schon erwähnte, Sägespähne ja auch bei uns im Inlande überreichlich und halb umsonst zu haben sind. Zum Schutz unserer Spiritusindustrie, die den Weltmarkt für sich hat, wäre also nur eine sehr hohe Ausfuhrsteuer wirksam; natürlich auf Spiritus nach dem neuen Verfahren. So lange unsere Exportbonifikationen bestehen, dürfte es wohl genügen, daß eine solche Rückvergütung der Steuer nur für den aus Kartoffeln fabrizirten Spiritus gewährt wird. Interessant wird jedenfalls die Haltung unserer politischen Parteien in dieser Frage sein. Die Gefahr, von der unsere Landwirtschaft bedroht ist, kann bald so brennend, so Allen sichtbar werden, daß man annehmen darf, auch ein großer Theil der Liberalen werde für energische Abwehrmaßregeln eintreten.

Pluto.



Der zurückgeläutete Tote.

Ait aufgeschürztem Vortuch und scharfem Messer stand er im Kreise seiner Jüglinge und schnitt ihnen der Reihe nach die Köpfe ab. Warf sie in einen Weiterwagen zusammen, — und die Stengel standen kahl da im Krautgarten. Hinterher kam das Weib und hackte auch die Stengel ab. Die Krautköpfe den Knechten und Dirnen, die Krautstengel den Schweinen: so spielte das traute Paar die Vorsehung für den Winter.

Auf einmal bog sich die krumme Alte gerade und horchte.

„Hörst nig, Jodel?“ fragte sie ihren Mann.

Der stand auch still, legte die hohle Hand ans Ohr, machte einen kurzen Pfiff und sagte: „Läuten thuns.“

„Was mögens denn läuten? Im hellen Werktag?“

„Für unsere geköpften Krauthäupter leicht freilich nit.“

Schaf Du! dachte sie, sagte es aber nicht, denn er war Schultheiß.

Paßete der Halter Nickel am Feldrain heran: „Weißt es schon? Weißt es schon?“

„Was denn? Was ist denn geschehen?“

Der Halter athemlos: „Läuten thuns!“

„Das hören wir ja, Du Popel! Warum läuten sie?“

„'s selb weiß ich selber nit.“

Vom Dorfe her brummte es lange. Dann setzte das Läuten ab und begann wieder.

„Totenschaer läuten! 's hat wieder Einer dran glauben müssen,“ meinte der Jock und schnitt Köpfe.

Ueber den Feldweg kam der Feibelbus mit dem Rübenkarren gefahren, der berichtete, gestorben sei Jemand.

„Du Jock, Du Schultheiß Jock!“ rief der Halter, „jezt weiß ich schon, wadweg sie läuten. Gestorben ist wer!“

Kam auch schon der Briefbote gegangen: „Eine Neuigkeit, meine Herren und Damen! Der Silsam ist gestorben!“

Dem Jock fiel das Messer aus der Hand, der Jockin die Hacke. Der reiche, kerngesunde Silsam! Der ehrengeachtete Nachbar Silsam!

„'s Herzschlagel. In der Flachödderkammer.“

Na, jetzt wußten sie auch, woran und wo.

„Mich g'freuts nimmer, 's Krautköpsen,“ meinte der Schultheiß. „'s ist eh eine Sigung. Ich geh' zum Nickelwirth.“

„Thuts lieber beten!“ ermahnte die Jockin.

„Halt Deinen Knödelbeißer!“ gab der Jock scharf zurück und siffelte davon.

„Ins Wirthshaus, jetzt!“ sagte der Halter. „Da thät ich was Bescheiteres wissen! Thuts beten.“ Dann trottete er der Alm zu und freute sich über seine Klugheit, daß er gleich gewußt hatte, gestorben sei Einer und beten sollten sie!

Die Anderen eilten ins Dorf. Dort war Alles aufgeregert und fast in

gehobener Stimmung. Es trägt sich doch gar so selten was zu in Tümmelberg. Jähelich zwei, drei Leichen. Dann ist's aber auch ein Volksfest! Bis auf einen Bruder hatte der Sifsam keinen Verwandten gehabt, also that das Totklagen Niemandem weh, man trank dabei, man munkelte dabei, seufzte ein ums andere Mal: „'s ist Schad' um ihn! Wem ers nur vermach't haben wird!“ Und im Ganzen gabs eine rechte Unterhaltung.

Weil der Sifsam ein guter Christ gewesen und sonst auch was, so gab es natürlich ein großes Leichenbegängniß. Der Pfarrer betete am Grabe nicht drei Vaterunser, wie es sonst geschah, sondern sieben, falls die ersten drei in der Andacht mißlungen wären. Die Gemeinde half wacker mit, den verstorbenen Mitgenossen ins Himmelreich hineinzubeten. Die drei Glocken läuteten eine ganze Stunde lang, die große braumte in langsamem Schlägen, die mittlere schlug ihre helleren und die kleine himmelte mit hastigen Schrittlein drunter. Etliche mochten betend sich bei solchem Begängniß wohl der irdischen Vergänglichkeit erinnern haben, die Meisten dachten nichts als etwa, daß bei diesem Knien auf den Erbschollen die Hosen schmutzig werden.

Als es vorüber war, sagten sie unter einander: „So, Das wäre auch vorbei.“

Aber es war nicht vorbei, es fing erst an und in der alten Chronik von Tümmelberg ist die unerhörte Geschichte verbucht. Als der Sifsam bestattet war, erhob sich auf einmal die Währ, der Sifsam sei nicht gestorben, wie andere Leute, er habe sich — selbst —

Es mußte noch einmal vorzeitig Feierabend gemacht werden in den Gärten und auf den Feldern; und das Wirthshaus war so übervoll, daß der Michelwirth es sogar wagte mit dem abgestandenen Faß Bier, das er schon halb und halb für den Schweinetrog bestimmt gehabt hatte. Der Strich wurde herumgelangt von Tisch zu Tisch, ein schmales Korbband war es eigentlich, Mancher versuchte spaßeshalber seine Fähigkeit. „Halten thäts es! Behalten hats es!“

Des Verstorbenen Bruder, der Berthold, hätte vielleicht Alles gewußt, aber er war nicht vorhanden. Der Pfarrer ließ ihn holen aus der Holzknetskaserne, aber der Berthold wollte nichts sagen. Er hatte schon zu viel gesagt, nachts im Traume: „Bruder, Bruder, warum hast Du mir Das gethan? Müßen Alle warten aufs Sterben, hältst mit Du auch warten können? Was pressirts denn so? Die Ewigkeit rennt Dir nit davon! Wenns aufkommt, scharren sie Dich ein wie einen Hund. Die Deut' sind Teufel bei so was und die Schand kommt auf mich!“ So hatte der alte Berthold im Traume geschwämzt in der Kaserne, bis er nachher scharf ins Verhör genommen wurde. Na, halt am Strich habe er ihn gefunden, in der Flachsstammer. Und warum? Kein Mensch wußte es. Der Sifsam war in früherer Zeit immer so heiter gewesen, so angesehen und wohlhabend, wo muß nun der Teufel denn gesteckt haben? Der Berthold konnte sich schon denken, als er in den Trauen Geld suchte und Schuldverschreibungen fand. Am nächsten Allerheiligen-Tag wird der eine fällig, der große, und der Kloppnbauer wird herüberkommen aus dem Galtenthal und alle Herrlichkeit ausblasen. So ein Schuldenbrief ist weniger als nichts. Armuth! Nit der wär' am Ende noch fertig zu werden, der Mensch — wenn mans recht nimmt — braucht ja nicht viel, aber der Gläubiger Wuth und der Leute Hohn ist nicht zu ertragen. Das Korbband weckte ihm beim Tragen an der Schulter herum, strich ein Wenig an den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Ja wär' das Beste. Versäumen

thütest Du nichts mehr auf dieser Welt. Auf dieser dummen Welt! Ich thät' gar nit so weh. Ein Bissel anziehen, ein Bissel blau vor den Augen und gut ist. Einmal ist Einer zu feil' abgesehritten worden, der hat gesagt: Ihr verflüchten Deut', es wär so angenehm gewest, es hat just so schön gegruselt über den Buckel hinab! . . . Probirs mit mir. Langts Dir nit, kannst Dich ja auf die Füß' stellen." O, dieser höllische Aorbstrid! Und dann hat ihn der Bruder gefunden, auf die Füße gestellt hat er sich nicht mehr, aber die Zunge hat er der Welt vorgestreckt, wie ein Bub, der Jemandem ein bodhaftes Schnippchen geschlagen.

Halb hörte Solches der Pfarrer aus dem Munde des Berthold, halb dachte er sich: und es wäre nur gut, daß es jetzt erst aufgekomen, da der arme Mensch schon mit christlichem Segen in der Erde ruht.

Nun aber standen etliche Bauern zusammen, meldeten sich im Pfarrhof und fragten, was jetzt zu machen wäre.

„Was wird zu machen sein?“ meinte der Pfarrer. „Nichts.“

„Aber Das können wir nit dulden! Auf dem geweihten Kirchhof, wo wir selbst einmal liegen sollen, unsere Weiber und Kinder, da können wir keinen Selbstmörder brauchen; 'raus muß er!“

„Ja, Hochwürden Pfarrer, 'raus muß er! Und das heilig' Gebet, das wir für ihn gehalten, nehmen wir auch wieder zurück!“

Dem Pfarrer war es ungleich. Man solle lieber kein Aufsehen machen und den armen Sissam ruhig schlafen lassen.

„Kein Aufsehen! Ruhig schlafen, der Gottlose, in geweihter Erden!“ schrien die Bauern, „wenn einmal die Weistlinger selber so reden, dann ist's kein Wunder, wenn der Antichrist anruckt mit Haufen!“

Der Pfarrer war ein Wenig betroffen, daß seine Pfarrkinder manche Predigt, die im Lauf der Zeit gehalten worden, so ernst genommen hatten, daß sie so fest waren im Glauben. Er konnte sich eigentlich dazu gratuliren, aber eine Stimme zutiefst in seinem Menschenherzen sagte doch: Knüpfe find's! Pharisäer find's!

Er besprach sich mit Jock, dem Schultheiß, was da zu machen wäre.

Der Schultheiß rieb sich am Kinn, es war leidlich glatt rasirt, glogte tieffinnig drein, schmalzte mit der Zunge und sagte: „Na!“

Das war aber dem Pfarrer zu wenig.

Und der Schultheiß sprach: „Pfarrer, lassen wir ihn drinnen. Aber das Grab muß er bezahlen, das geweihte, das ihm nicht gebührt. Hundert Thaler für die Gemeinde wird nit zu viel sein.“

„Und die Kirche? Soll die schon wieder einmal leer ausgehen?“

„Der Friedhof gehört der Gemeinde, wird von der Gemeinde erhalten, was einkommt, gehört also auch der Gemeinde. Wems nit recht ist, Der soll klagen!“

„Du bist und bleibst ein Steinschädel!“ sagte der Pfarrer, bestand aber nicht weiter auf seiner kirchlichen Forderung, weil er's in'sgeheim ja wußte vom Berthold, der Sissam habe nichts hinterlassen.

Am nächsten Tage wußte es freilich auch der Schultheiß.

„Nichts da ist?! Das ist doch ein hautschlechter Kerl gewesen, dieser Sissam. Ohne Umstände heraus mit ihm!“ So sprach das würdige Gemeindeoberhaupt und hieb zornig mit der Faust auf den Tisch.

Da sagte der Pfarrer bescheidenlich: „Wenn nichts da ist, dann soll man

ihn erst recht liegen lassen, wo er liegt. Das Exhumiren kostet ja Geld; wer solls zahlen?"

„Die Kirche solls zahlen!“ sagte der Schultheiß, „denn der Kirche wäre es zugestanden, sich vorher zu überzeugen, ob der Tote auch richtig in geweihte Erde gehört oder nit!“

„Mit Dir will ich nicht streiten, machts, was 's wollts“, sagte der Pfarrer und ging davon.

Der Schultheiß zog den Berthold heran, des Verstorbenen Bruder: „Hörst, Mensch, Du bist der Bruder, Du bist der Erde. Willst zahlen, daß er liegen bleiben darf?“

„Du Patsch!“ gab der Mann geringschäßig zur Antwort. Sonst sagte er nichts.

„Gut, Du wirst zahlen fürs Ausgraben!“

Der Berthold steckte den Daumen zwischen den Zeige- und den langen Finger, bog die Finger ein, so daß der Daumen hinten hinaus stand und hielt diese zierliche Figur dem Schultheiß vor. Dieser gab ihm einen Fußtritt zur Thür hinaus, — und damit war die Besprechung zu Ende.

Noch an dem selben Tage kamen die Schauler und begannen zu wühlen auf dem Grabe des Sissam. Der Pfarrer war nicht dabei. Der ging unruhig in seinem Bauerngarten auf und ab und murmelte: „Bestie, Dein Name ist Mensch!“ Aber der alte gemüthliche Mann war eingeschüchtert und der Wuth des Herzens, mit dem er in früheren Jahren Glaubenseifer und Heßde gegen Andersartige gepredigt hatte, ließ ihn jetzt im Stiche, da es galt, einen abscheulichen Frevel zu verhüten.

Auf dem Kirchhof hatte sich das halbe Dorf versammelt, aber nicht, um zu beten. Im Gegentheil: das vorige Begräbnißgebet mußte rückgängig gemacht werden. Der Kirchendiener mit dem läsweißen Gesicht und dem kohlschwarzen Haar kniete während der Exhumirung vor dem großen Christuskreuz, hob die Hände gegen Himmel und rief in einem halb singenden Ton: „Himmelgott! Wir haben vor drei Tagen für den Sissam sieben Vaterunser gebetet, thu sie streichen! Wir haben eine gute Meinung gemacht für seine arme christliche Seel', laß sie nit gelten! Verzeih uns, daß wir so verblendet gewesen und für einen Selbstmörder gebetet haben, der in die unterste Hölle gehört, — verzeih uns die Sünd!“

„Amen!“ sagte die Gemeinde.

Aber der Friede war damit immer noch nicht ganz in die Gemüther zurückgekehrt. Denn nun fiel dem Klampferer Schwend erst das Wichtigste ein: die Glocken! Hätten nicht die Kirchenglocken gekläutet beim Begräbniß? Dem Selbstmörder! Die Glocken sind entweiht! Man kann sie zu keinem Gottesdienst mehr brauchen! Das wär sauber! Bei Hochzeiten Selbstmörderglocken! Sie müssen umgegossen werden.

Jetzt, das Umgießen war aber nicht nach der Leute Sinn. Ob es die Dorfgemeinde zu bestreiten hätte oder der Pfarrsprengel: zahlen mußten die Leute und am Ende — so meinten sie — bliebe die Unweihe doch im Erz. Man müsse den Teufel anderswie austreiben. Der Kirchendiener mit dem läsweißen Gesicht und dem kohlschwarzen Haar lehnte am Kreuz, hielt die Arme über der Brust verschränkt und sagte es nur so nebenbei hin: „Wir haben das Gebet zurückgebetet, wir können ja auch die Glocken zurückkläuten.“

Wie? Sie horchten hin. Die Glocken zurückläuten? „Das ist wieder einmal geseheit, Kirchenwaschel!“ Die es sagten, tippten mit ihrem Finger auf die Stirn. Das war so viel wie zurückgelobt.

Der Kirchendiener sagte ganz gelassen: „Man braucht nur die Glockenklopffel umgekehrt einzuhängen, dann läutets zurück.“

Jetzt spotteten sie nicht mehr. Das war ein Gedanke! Das war ein Mittel; das beste und das einzige. Eilends machten sich etliche Burche, der Klampferer, der Seiler und der Riemer darunter, mit Werkzeug auf den Thurm und nach drei Stunden läuteten die Glocken zurück. Sie klößelten verdammt schnell, aber Das war eben das Richtige und unter ihrem Bimmeln wurde der Sarg des Eilsam aus der Grube gehoben. Unter Poltern und Pluschen — denn das Ding war schwierig — wühlten sie unterhalb die Erde durch, zogen die Stricke ein und hoben den Sarg, der sich nur knirschend löste von seinen Schollen, aus der Tiefe herauf. Feuchte Erde klebte an den schwarzen Brettern. Am Strick schleiften sie die Masse über den Rasen hin, zum Thor hinaus. Der Abdecker leitete die Arbeit. Und draußen hinter der Kirchhofsmauer am Hagebuttenstrauch haben sie die Truhe eingescharrt.

Ein Anrainer wollte Verwahrung einlegen. Wie kam der Fibel-Beit dazu, bei seinem Alter eine solche Nachbarschaft zu haben?

„Ja, ja, Fibel-Beit“, neckte der Klampferer, „nachher steigt Dir der Eilsam durch die Kornhalme herauf und ins Mehl!“

„Wie komm ich dazu!“ rief der Fibel dem Schultzeiß entgegen.

„Halt Dein Eugendorf!“ fuhr ihn Der an; damit war der Protest erledigt.

Aber nicht Alles war damit erledigt, es ergaben sich immer noch neue Schwierigkeiten. Der Edgrabenschuster warf die Frage auf von wegen der Totenzehrung. Nach dem ersten Begräbniß waren die Leute beim Michelwirth angekommen, um für die christliche Seelenruhe des Verstorbenen zu trinken. Diese christliche Seelenruhe mußte jetzt auch zurückgetrunken werden. Nach dem vom Kirchenwaschel erfundenen System war Das gar nicht so schwer. Man setzte sich umgekehrt an den Zehntisch, so daß ihm der Rücken zugewendet ist, und trinke. So haben sie sich rings um die Tische gesetzt, sich fest dran mit dem Rücken gestemmt und haben zurückgetrunken fünf Stunden lang, bis in die tiefe Nacht, daß der Selbstmörder doch endlich zurückgebetet, zurückgeläutet und zurückgetrunken sei vom Himmel in die Hölle!

Und während die Leute im Wirthshause sossen und gedöhnten, schlich in der Dunkelheit und auf Umwegen der Pfarrer hinaus bis zum Raine hinter der Kirchhofsmauer. Dort am Hagebuttenstrauch brach er zwei dürre Keste, band sie mit einem Dornzweig kreuzweise zusammen und steckte das Kreuz auf den lockeren Schollenhügel. Dann kniete er davor nieder und sprach ein Gebet für den Seelenfrieden des armen Eilsam.

Graz.

Peter Rosegger.



Notizbuch.

Das Flottengesetz ist im Reichstag mit städtlicher Mehrheit angenommen worden. Das ist ein Erfolg des Kaisers und der Regierung, ist besonders ein persönlicher Erfolg des Herrn Tirpitz, des Staatssekretärs im Reichsmarineamt, der die parlamentarische Aktion klug vorbereitet und geschickt und nüchtern geleitet hat. Man könnte, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun, auch sagen: es ist ein nachträglicher Erfolg Bismarcks, der den Kampf gegen alle Forderungen für die Wehrfähigkeit des Reiches so erschwert und den Verteidigern solcher Forderungen so gute Argumente hinterlassen hat, daß selbst Männer von kleinerem Wuchs damit auskommen können, und dessen warnendes Wort sicher auch dazu beigetragen hat, den Anspruch der Flottenfreunde einzuschränken. In allen Lagern herrscht, offen oder heimlich, Freude darüber, daß die Sache nun endlich erledigt ist und der Kampf um die Schiffe bei den nahenden Wahlen die natürliche Gruppierung der Parteien nicht hindern wird. Ueber das neue Gesetz braucht hier, wo es von Adolph Wagner, dem Kontre-Admiral Plüddemann, Karl Peters und dem Herausgeber besprochen worden ist, nichts mehr gesagt zu werden: es ist Gesetz geworden und wir müssen hoffen, daß es dem Reich Nutzen bringt. Auch die letzten Reichstagsdebatten bieten rückschauender Betrachtung keinen lohnenden Stoff. Herr Lieber hatte sich fleißig in die ihm fremde Materie hineingearbeitet und referirte mit der feierlichen Langsamkeit, die er nun einmal liebt, Herr von Bennigsen hatte endlich wieder einen guten Tag und der Freiherr von Hertling trat zum ersten Mal als führender Centrumspolitiker hervor. Im Allgemeinen wurde nur bei ähnlichem Anlaß früher schon oft Gesagtes wiederholt und jede prinzipielle Erwägung beinahe ängstlich vermieden, — vielleicht, weil in fast allen Parteien die Meinungen getheilt waren und weil selbst die unterliegende Minorität mit einigem Stolz auf die Arbeit blickte, die der oft verdöhnte und öfter verwünschte Reichstag vom Jahre 1893 nun leistete. Die Vorwürfe, die dem Centrum gemacht wurden und werden, sind grundlos; denn erstens haben Windthorst's Schüler und Erben ihre Daltung stets nach dem von der Stunde zu erhoffenden Vortheil eingerichtet und zweitens pflegen auch andere Fraktionen vor der Entscheidung taktische Kniffe und Pfliffe nicht zu verschmähen. Dem Centrum mußte daran liegen, gerade in einer Sache, in der sich der Kaiser persönlich so lebhaft engagirt hatte, den Beweis der guten Gesinnung und der Regierungsfähigkeit zu liefern. Die Folgen dieses ans Ziel gelangten Bemühens wird das Deutsche Reich erst kennen lernen, wenn die Wähler gesprochen haben.

Die Verlagsbuchhandlung Schuster & Voßler hat um die Veröffentlichung des folgenden Briefes gebeten, der eines Commentares wohl nicht bedarf:

Sehr verehrter Herr Harden,

Sie haben schon wiederholt auf Auswüchse unseres Zeitungswesens hingewiesen und durch Aufdeckung von faulen Stellen versucht, das Ansehen der Presse zu heben. Daß dieses Ansehen bei uns nicht gerade sehr groß ist und daß namentlich Literatur- und Kunstcritik und also auch Künstler und Schriftsteller sehr darunter zu leiden haben, wissen wir Alle; dem Publikum werden allzu häufig bezahlte Kritiken oder Wochensettel aufgetischt und nur mählich geht es ihm dämmern auf, daß es unabhängige, objektive Besprechungen nur selten zu lesen bekommt. Wer nicht bezahlt oder nicht zur Clique gehört, Der wird totgeschwiegen.

Aber man hatte doch bisher immer noch das Schamgefühl, das Kind nicht beim rechten Namen zu nennen und das gegenseitige Händewaschen möglichst im Dunkeln abzumachen. Der Wochenschrift „Die Gegenwart“ blieb es vorbehalten, ganz offen und dreist auszusprechen, daß sie sich für ihre Kritiken im Form von Inseraten bezahlen lassen müsse. Sie sandte uns, als wir ihr zur Rezension ein Buch geschickt hatten, den folgenden gedruckten Zettel: „Da die ‚Gegenwart‘ kein ausschließliches Literaturblatt ist, so kann nur der kleinste Theil der eingehenden Rezension-Exemplare kritische Würdigung finden. Es werden vor Allem die durch ihren inneren Werth oder zeitgemäß interessanten Inhalt hervortragenden Erscheinungen ausgewählt und grundsätzlich jene Werke besprochen, welche im Annoncentheil angezeigt werden. Die Inserate gewinnen also durch die redactionelle Besprechung eine wesentlich erhöhte Wirksamkeit, wie sie kaum ein anderes Blatt zu bieten vermag. Wenn dem Rezension-Exemplar ein Inserat beigelegt wird, werden wir für die sofortige Veröffentlichung der redactionellen Besprechung Sorge tragen. Hochachtungsvoll Berlin W. 57, Culmstr. 7/8. Verlag der ‚Gegenwart‘.“ Es ist gewiß bedauerlich, daß eine in gewissen Kreisen noch immer gelesene Wochenschrift sich zu so zweifelhafter Geschäftsmanipulation erniedert, und nicht minder bedauerlich, daß keiner der anderen Verleger, die doch gewiß auch solche Aufforderungen erhalten haben, den Muth hatte, diesen Versuch einer Schändung der Kritik bekannt zu machen. Denn ihnen wie den Schriftstellern muß doch davon liegen, daß die Kritik unabhängig ihres Amtes walte, wenn sie beim Volk Ansehen haben soll; es muß deshalb auch ihr Bestreben sein, von der Kritik Elemente fernzuhalten, die dieses reinlichen Amtes nicht mehr würdig sind. Wir sind gewiß die Besten, von der Leitung einer Zeitschrift zu verlangen, daß sie alle neuen Erscheinungen besprechen lasse; es ist das Recht jeder Redaction, Das auszuwählen, was ihr wichtig oder im Guten oder Bösen der Besprechung werth erscheint; wer aber zur Bedingung einer Besprechung ein bezahltes Inserat macht, Der hat das Recht verwirkt, ernst genommen zu werden und über Literaturerzeugnisse zu Gericht zu sitzen. Wir hoffen, dem Ansehen der anständigen Kritik durch diese Veröffentlichung zu nützen, und würden uns freuen, wenn Sie, verehrter Herr Harden, uns bei dieser nicht gerade angenehmen Arbeit unterstützten.

Mit großer Hochachtung

Ihre sehr ergebenen

Schuster & Loeffler.

In der „Zukunft“ vom fünften März habe ich dem „Epilog“ Lamprechts ein paar Seiten hinzugefügt und dabei auch von dem berliner Professor Herrn Hans Delbrück gesprochen, der in allerlei ungreifbaren Schimpfreden die „Zukunft“ angegriffen und mich verdächtigt hatte, die Anstandspflichten eines Redakteurs verletzt zu haben. Dabei sagte ich, es sei mir unmöglich, mich mit Herrn Delbrück über Anstandspflichten zu unterhalten, und führte drei Vorgänge an, in denen ich das von dem berliner Professor gewählte Verfahren nicht für anständig halten könne. Meine provozirten Bemerkungen, die auch das Verhältniß des Herrn Delbrück zu Treitschke und dessen Urtheil über die Person des jetzigen Herausgebers der Preussischen Jahrbücher streiften, mögen den Betroffenen geärgert haben und dieser Aerger mag durch die Widerlegung seiner Beschuldigung, Karl Lamprecht habe plagiiert, „Hamburg“ ge-

trieben und den Namen eines Gelehrten verschert, und durch eine scharfe Erklärung, die Herr von Tiedemann-Seehelm gegen ihn und seine Zeitschrift veröffentlichte, gesteigert worden sein. Herr Delbrück hielt für anständig, weder auf die von mir angeführten Thatsachen noch auf die Erklärungen der Herren Lamprecht und von Tiedemann einzugehen; auch der seine schwere Beschuldigung Lamprechts bündig widerlegende Aufsatz des Herrn Georg Winter schien ihm nicht der Erwähnung werth. Alle diese Dinge verschweigt er den Lesern seiner Zeitschrift. Dagegen hat er im Aprilheft der Preussischen Jahrbücher die folgenden Sätze veröffentlicht, die ich hier wörtlich wiedergebe:

„Herr Lamprecht und Herr Harden.

Ich habe — nicht aus freien Stücken, sondern da Herr Lamprecht auf meine persönliche Ansicht provozirte — in unserem letzten Dezemberheft gesagt, daß ich der lamprechtischen ‚Deutschen Geschichte‘ einen wissenschaftlichen Werth nicht mehr zuzuerkennen vermag, und habe dem Autor den Rath gegeben, daß er den Anspruch aufgabe, ein Mann der Wissenschaft zu sein, seine Professur niederlege und in die Redaktion der ‚Zukunft‘ eintrete. Herr Lamprecht erwidert darauf in der ‚Zukunft‘: ‚Dieser Schmutz reicht nicht an mich heran‘. Daß Herr Lamprecht selbst die Zumuthung, in die Redaktion der ‚Zukunft‘ einzutreten, als Schmutz auffaßt, ist eine Aufwallung des Ehrgefühles, die ich anerkenne; daß Herr Harden dieses Urtheil in seiner eigenen Zeitschrift abdruckt, zeugt von geringerer Selbstachtung. Was den Charakter des Herrn Harden betrifft, so ist die öffentliche Meinung über ihn wohl allmählich klar geworden; ich will aber auch nicht verhehlen, daß ich für seine Infamie, ich meine damit eine ehrenrührige Handlungsweise, einem urkundlichen Beweis in Händen habe.“

Noch bevor ich diese Zeilen gelesen hatte, erhielt ich, am siebenundzwanzigsten März, vom Professor Lamprecht aus Leipzig den folgenden Brief:

„Verehrter Herr Harden,

Sie werden die neueste Herzenserleichterung Delbrücks schon gelesen haben. Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen, mit welcher kindlichen Verdrehung er die Stelle in den Preussischen Jahrbüchern, wo er mir ‚Humbug‘ vorwirft, escamotirt, um meinem Ausdruck ‚Schmutz‘ eine Beziehung zu geben, die meiner Meinung direkt widerspricht. Sollte er nicht an den Humbug erinnert werden wollen? Herr Delbrück schamhaft?? . . . Mit bestem Gruß Ihr ergebener Lamprecht.“

Mit dem von Lamprecht ausreichend charakterisirten Taschenspielerstück des Herrn Delbrück habe ich mich jetzt nicht zu beschäftigen. Ich fordere ihn hiermit zunächst auf, erstens die Thatsachen öffentlich anzuführen, die beweisen, daß in der Redaktion der „Zukunft“ seit ihrem Bestehen niemals auch nur die allergeringste Unsauberkeit irgend welcher Art vorgekommen ist; zweitens die Thatsachen zu enthüllen, die zu einem ungünstigen Urtheil über meinen Charakter „allmählich“ Anlaß gegeben haben; drittens ohne Säumen den „unkundlichen Beweis“ zu veröffentlichen, den er für meine von ihm behauptete „ehrenrührige Handlungsweise in Händen hat“. Da ihm daran liegen muß, mit der Beweisführung nicht Wochenlang, bis zum Erscheinen des Maiheftes seiner Jahrbücher, zu warten, und da die Enthüllung der „Infamie“ des Herausgebers für die Leser der „Zukunft“ besonders wichtig sein müßte, erkläre ich mich bereit, das Material des Herrn Delbrück hier zu veröffentlichen. W. G.

Grünenthal.

Port Arthur und Kuba, der stehende Gladstone und der siegende Tirpitz, die Chinesenanleihe und das Flottengesetz: Alles war während der letzten Woche fast spurlos vergessen. Die Börseleute sprachen wohl von diesen Dingen, guckten ängstlich in alle Wetterlöcher, um recht früh zu erkennen, ob zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten der längst befürchtete Krieg ausbrechen könne, ob die Marineverstärkung eine Eisenhauffe oder die londoner Verstimmung einen allgemeinen Kurssturz bewirken werde, und kauften, verkauften oder fixten, je nach dem Rath der halbblau von Mund zu Mund geraunten Weisheit. Die Andern aber, die nicht Registrierten, redeten nur von Grünenthal. Und von ihm redeten in den Ruhepausen gewiß auch die Börseleute. Wo man ging und stand, auf der Pferdebahn und im Kaffeehaus, in den Theaterfoyers und auf der Reichstagstribüne: Grünenthal, immer Grünenthal. Vielleicht war es in der schöneren Gegend, die der Berliner mit gekniffener Lippe stolz die Provinz nennt, nicht ganz so schlimm. In Parvenapolis wurde man mit Grünenthal nicht weniger gequält als Heine einst an der selben Stelle mit der Weise vom grünen Jungfernkranz. Ernste Männer sogar, die sich sonst um Reportage und Verbrecherchronik kaum kümmern, lenkten das Gespräch gewöhnlich bald auf den sensationellen Fall Grünenthal. Und erst die holden Frauen, die das Persönliche, das fait divers und die Anekdote stets mehr interessiert als die langweilige Politik! Die Leiter des Berliner Lokal-Anzeigers, die schlauesten Ergründer der Massenpsychie, die man in der Wahlzeit lieber die lautere Volksseele nennt, hatten sich sink der lohnenden Sache bemächtigt, täglich neue Gräuelt enthüllt, deren Wichtigkeit nicht zu kontrolliren war, — und nun klang Einem überall der Name Grünenthal entgegen, der Name des früheren Oberfaktors der Reichsdruckerei, der ganze Bündel von Tausendmarkscheinen . . . Ja, was hatte er eigentlich mit den Tausendmarkscheinen gemacht? Hatte er sie gestohlen? Gefälscht? Heimlich dem Ausschufmaterial entwendet und mit falschem Aufdruck versehen? Kein sterblicher Mensch konnte eine bändige Antwort geben, Keiner den objektiven Thatbestand des Verbrechens schildern. Gab es überhaupt einen Thatbestand? Wurden Scheine vermifft und war die Reichsbankverwaltung einem Diebstahl, einer Fälschung auf der Spur? Auch diese Frage blieb unbeantwortet. Der Staatssekretär von Poddbielski hatte im Reichstag zwar über die Sache geredet, von einer Summe von Zufälligkeiten und einem zu spät zugedeckten Brunnen gesprochen, aber aus seinen Mittheilungen war ein klares Bild der wirklichen Vorgänge nicht zu gewinnen. Der Staatssekretär wußte wohl selbst noch nichts Rechtes und die Verwalter der angeblich bestohlenen Reichsbank hüllten sich weise in Schweigen. Doch was lag der Volksseele an dem Thatbestand und ähnlichen Kleinigkeiten? Die Hauptsache war: Grünenthal hat Jahre lang wie ein Pascha mit unzähligen Roßschweiften gelebt, Hunderttausende verpraßt und ist jetzt im Gefängniß; alles Uebrige wird der Lokal-Anzeiger, wenn die Zeit erfüllt ist, schon melden.

Und er meldete Wundermären. Herr Grüenthal, dessen Portrait der Reugier natürlich nicht grausam vorenthalten wurde, ist von seiner Frau, der Mutter seines Kindes, geschieden. Also Ehekonflikte im Hintergrund, — vielleicht eine Neigung zu brutaler Gewaltthat, die das unglückliche Weib aus dem Hause trieb? Nein; die Frau lebt ganz behaglich in Magdeburg, wird gut alimentirt und verkehrt sogar noch mit dem Furchtbaren, dem übrigens in seiner langen Berufslaufbahn von allen Vorgesetzten die glänzendsten Zeugnisse ausgestellt worden sind. Also eine komplizirte Natur von dämonischer Tücke, ein Verbrecher großen Stils, ein Mann, der es in der schweren Kunst der Verstellung weiter noch als der verruchteste Jesuit aus den Hintertreppenromanen gebracht hat. Er bewegte sich würdevoll und korrekt in der Gesellschaft ruhiger Bürger, trank morgens und abends in Philisterlokalen seinen Schoppen Bier und brachte, wie ein sittsamer Steuerzahler, eine alte Frau und ein blutjunges Mädchen, die er dreist für Verwandte ausgab, in die Kneipe mit. Niemand hätte dem gefesten, wohlhäbigen Manne Arges zugetraut. Und nun kam Alles heraus. Die Alte hatte ihm ihr engelhaft schönes Kind für schändlichen Mammon verknuppelt und er hatte gewagt, die kaum erblühte Buhlerin in den Kreis ehrbarer Leute zu schmuggeln. Er hatte den Leib seiner Uly, dem mit der Hilfe der Mutter die erste Frucht abgetrieben worden war, mit Edelsteinen bedeckt und ihr unermeßliche Schätze zu Füßen gelegt. Woher nahm er das Geld? Die Söhne von Millionären pflegen selten Seyer zu werden. Also gestohlenes Gut. Er hatte in der Reichsdruckerei mit der Herstellung der Kassenscheine zu thun: braucht man da noch länger zu forschen? Er leugnet zwar Alles und will sein Geld in der Lotterie und bei Spekulationen gewonnen haben. Aber jeder Verbrecher leugnet zunächst die strafbare That. Und hat Grüenthal nicht schon selbst zugegeben, daß er einen Theil seines Geldes auf einem Kirchhof versteckt hatte? Konnte einem Unschuldigen der Gedanke kommen, so ruchslos die majestätische Ruhe des Todes zu entweihen? Der objektive Thatbestand würde sich finden. Sicher war, über jeden Zweifel erhaben, daß hier von einem grausigen Verbrechen der Schleier gezogen war. Ein Glück nur, daß wir den Lokal-Anzeiger haben.

Allmählich rieselte der Wunderborn leiser. Die freundliche Tante Vog, die anfangs angedeutet hatte, es könne sich um den Verlust einer Milliarde handeln, und die in herrlichem Zorn gegen die Sorglosigkeit der Regierung und gegen die ungebührige Begünstigung der Staatsbetriebe gewettert hatte, wurde nach und nach still und selbst die Soziologen des Lokal-Anzeigers mußten bekennen, daß nicht alle Meldungen, die sie geflästigt verbreitet hatten, den inzwischen erforschten Thatfachen entsprachen. Die liebliche Uly hatte gar nicht so viel Geld erhalten. Grüenthal hatte wirklich spekulirt, wild und mit fast wie ausbleibendem Erfolg. Und auch andere Angaben des Verhafteten wurden als wahr erkannt. Aus den Blättern, die in der Sache von ihren Reportern mangelhaft bedient worden waren, wehte nun ein Enttäuschungstürmchen auf die sündigen Häupter der glücklicheren Konkurrenten hernieder:

wie könne man eine noch unaufgelärte, aber offenbar ganz einfache Geschichte, die den vom Gesetz gewiesenen Gang gehen müsse, so gewissenlos aufbauschen, wie mit solcher Frivolität die üble Lust an Sensationen aufslacheln! Die anständigen Zeitungen hätten sich dazu nie hergegeben und seien auch jetzt nur bemüht, die Beunruhigung des Publikums einzuschränken oder möglichst ganz zu beseitigen. Das ist der Presse edelster Beruf und wir werden, wie bisher, so auch im neuen Quartal, unentwegt u. s. w. . . Herr August Scherl hat trotzdem seine pfiffigen Leute gewiß nicht gescholten, vor dem jähen Ausbruch der Entrüstung gewiß nicht das Fürchten gelehrt. Er wußte: es ist zu spät; die Rubrik Grüenthal ist zu angenehm gruselig, als daß die Leser sie sich jetzt noch rauben ließen. Der Mann mochte unschuldig sein und eines Tages freigesprochen werden: einerlei. Die Leser würden nicht zürnen, sondern stets dankbar der Reizung gedenken, die im milden März mindestens acht Tage lang so wohlthätig an ihren Nerven rüttelte und riß. Der Kriminalfall war ihnen gleichgiltig. Ob der Verstand der Verständigen Grüenthal des Diebstahls oder des Münzverbrechens schuldig finden würde: diese Frage erregte sie nicht. Und wenn es gar nicht erst bis zur Hauptverhandlung käme, wenn das Verfahren schon vorher eingestellt würde: die schwärmende Phantasie der Masse läßt sich den brünstig einmal umklammernten Besitz nicht wieder nehmen.

Seit den fernen Tagen des Grafen von Monte-Cristo war ihr so Reizendes kaum je geboten worden. In einer Zeit, die das Geld zum einzigen Werthmesser erhöht hat, lebt in bescheidener Stellung ein Mann, durch dessen Finger Millionen gleiten. Er birgt das wahre Wesen unter der Maske bürgerlicher Biederkeit. Als die Stunde gekommen ist und er die Umgebung in Sicherheit gewiegt glaubt, greift er mit gierigem Finger in den Haufen der papiernen Schätze hinein. Tausende, Hunderttausende: so viel er will. Nein: doch nicht immer so viel, wie er will. Er hat sich, nach dem Muster eines Helden Jokais, eine Doppelexistenz geschaffen. Vor den Augen der Welt fährt er das alte Leben eines bescheidenen Rentners fort, heimlich aber schwelgt er in allen Lüsten und Lastern. Eine junge, strahlend schöne Geliebte, die er in Gold und Juwelen bettet, bacchische Orgien. . . Das kostet Geld; und eines Tages schwindet selbst diesem Schlaupops die Möglichkeit, ohne Gefahr neue Scheine zu erraffen. Was nun? Der Bösewicht braucht nicht lange zu überlegen; er weiß ja, wie man das moderne Geld macht, das Mephisto dem darben den Kaiser empfahl. Eine Handpresse und das sonst noch nöthige Werkzeug ist bald beschafft. Nun regnet es wieder Kassenscheine, die kein ungeübtes Auge von echten unterscheiden kann. Das lustige Leben geht weiter und der Arge grinst vergnügt bei dem Gedanken, daß die guten Leute am Stammtisch ihn für einen korrekten Hausvater halten, der den lieben Verwandten abends auch ein Glas Bier und ein Schnitzel gönnt. Aber die Rache naht und die Vorsehung rüstet dem Frevler schon das Strafgericht. Schlotternd muß er in finsterner Nacht auf den Friedhof schleichen, um den Rest des unredlich erworbenen Gutes schein zu vergraben. Schlug ihn nicht das Gewissen? Fürchtete er

nicht, die Eingekerkerten könnten die starre Hand aus der Erde rücken und drohend auf den Verbrecher deuten, der mit dem Raub ihre Ruhstatt entheiligen wollte?

. . . Im Theater würden die Klugen zweifelnd fragen, wie der Kege nachts auf den Kirchhof kam, wer ihm den Schlüssel gab und durch welche Höllenkunst es ihm gelang, dem Auge und Ohr des Wächters zu entgehen. Im Theater hätten die Klugen vielleicht schon viel früher die Geduld verloren und so laut, daß die minder gebildeten Nachbarn es hören konnten, gemurmelt, es sei eine Schmach, dem Publikum der Reichshauptstadt ein altes, verstaubtes Melodrama aufzutischen, das in London oder Paris noch jezt am Ende gefallen könne, aber nicht in Berlin, nicht in der Metropole moderner Weltdramatik. Wenn ein Theaterschneider den Grümenthalstoff benutzen will, muß er sich im fernsten Osten oder im höchsten Norden Berlins eine Schaupielstätte suchen; nur an der Peripherie zieht dieser Artikel noch. Die Ganzberliner sind längst darüber hinaus; sie sind modern, reden von Psychologie und Psychophysik, von Intimität und Kausalität, und wollen auf der Bühne ein Bild der Alltagswirklichkeit sehen oder in ein mystisches Märchenreich hineinblinzeln, das „ahnen macht“. Sie merken nicht, wie das verstohene, verlästerte Melodrama behend durch alle Rigen wieder hereindringt, wie es unter allerlei modischen Verwummungen wieder die eine Welt bedeutenden Bretter erobert und im Leben den ganzen Kreis phantastischer Vorstellungen beherrscht. Sie feiern Henrik Ibsen und verschlingen nach der Heimkehr aus den Tempeln der gereinigten, erneuerten Kunst, in Wonne erbebend, die Wundermären von Grümenthal.

Mancher Mann wird vielleicht meinen, Herr von Poddbielski hätte klüger gehandelt, wenn er den Fragern im Reichstag erwidert hätte, er müsse bis zum Abschluß des schwebenden Verfahrens über die Sache schweigen. Es wird auch Leute geben, die nicht sicher sind, ob eine allzu ausschweifende Reporterarbeit dem Gang der Untersuchung förderlich sein kann und ob nach solcher Vorbereitung ein Angeklagter, den die Großmacht der öffentlichen Meinung längst schon in den tiefsten Abgrund verurtheilt hat, dem Strafgericht noch zu entinnen vermag. Diese Erwägungen brauchen uns jezt nicht zu bekümmern. Der Fall Grümenthal ist für Den, der die Massenpsyche ergründen möchte, einstweilen interessanter als für den Kriminalisten und den Politiker. Er könnte der Ausgangspunkt einer Aesthetik werden, die sich nicht mit ungreifbaren Abstraktionen, sondern mit den unerfättlichen Phantasiebedürfnissen der Menge beschäftigt. Er zeigt, deutlicher noch als der Fall Dreifuss mit seinen verschleierten Damen, gefälschten Briefen und Karnevalsgraphologen, daß diese Bedürfnisse nur durch bunte Abenteuerlichkeiten zu sättigen sind. Nach Sue und dem alten Dumas ist Herr August Scherl der beste Menschenkenner. Der frühere Oberfaktor der Reichsdruckerei mag von Schuld und Fehl freigesprochen werden: den Märchengrümenthal des Lokal-Anzeigers kann kein Richterspruch mehr aus dem Gedächtniß der berliner Menschheit tilgen.